OLZ

XLIII / 11 NOVEMBER 1940

Neues und Altes zur Paradieseserzählung.[1]

Von Otto Eissfeldt.

Der namentlich durch sein gehaltreiches Buch über die ägyptischen Quellen der israelitischen Weisheitsliteratur von 1929 weithin bekannt gewordene Alttestamentler an der Universität Neuchatel Paul Humbert hat unlängst eine umfassende Arbeit über die Paradieseserzählung Gen 2, 4b—3, 24 unter dem Titel «Études sur le Récit du Paradis et de la Chute dans la Genèse» vorgelegt, die in fünf Kapitel zerfällt. Das erste untersucht die Frage nach den Dubletten in Gen 2, 4b—3, 24, mit dem Ergebnis, daß außer 2, 10—14, das nicht eine Dublette aus einer, der Haupterzählung parallelen, Nebenerzählung, sondern eine gelehrte Glosse zu jener sei, und den ebenso zu beurteilenden Worten „und der Baum des Lebens" in 2, 9 nur die zweimalige Mitteilung von der Pflanzung des Gartens oder dem Aufsprießenlassen von allerlei Bäumen in 2, 8. 9a und die doppelte Aussage vom Hineinsetzen des Menschen in die so gebildete Umgebung in 2, 8. 15 wirkliche Dubletten darstellten und daß damit die Auffassung von Gen 2, 4b—3, 24 als einer Komposition aus zwei Parallelerzählungen erschüttert wäre, um so gründlicher, als sich auch für den jener Auffassung als Stütze dienenden Gebrauch des Doppelnamens „Jahwe Elohim" in Gen 2, 4b—3, 24 eine viel einleuchtendere Erklärung finden lasse, die nämlich, daß man aus der Scheu, den erhabenen „Jahwe" allzu eng mit einem von Sünde, Fall und Fluch gebrandmarkten Geschehen in Verbindung zu bringen, in dieser als selbständige liturgische Perikope gebrauchten Erzählung „Jahwe" durch Hinzufügung von „Elohim" zu neutralisieren sich bemüht habe, wie Ähnliches an einigen Stellen der Chronik zu beobachten sei. — Das zweite Kapitel knüpft an die im ersten gemachte Feststellung der Dubletten in 2, 8. 9a.15 an und erklärt sie auf diese Weise: Der Jahwist, dessen Werk 2, 4b—3, 24 im übrigen darstellt, hat hierzu Stücke eines ihm vorliegenden Schöpfungsmythus benutzt und die zwischen diesem und seiner eigenen Paradieseserzählung bestehenden Widersprüche, von denen einer nachher noch genannt werden wird, nicht gänzlich auszugleichen vermocht. S. 78—81 wird der Wortlaut von 2, 4b—3, 24 in französischer Übersetzung mitgeteilt, wobei die vom Jahwisten übernommenen Stücke des Schöpfungsmythus kursiv gedruckt sind: zu ihm gehören 2, 4b—7. 9a. 15 (wo statt בְּגַן־עֵדֶן ursprünglich בָּאֲדָמָה gestanden hat). 18—24; 3, 20; alles übrige rührt vom Jahwisten her, der außerdem in 2, 15 die eben erwähnte Ersetzung von בָּאֲדָמָה durch בְּגַן־עֵדֶן vollzogen hat. — Das dritte Kapitel geht der viel verhandelten Frage nach, was die Wendung „Erkenntnis von Gut und Böse" bedeute, und beantwortet sie dahin, daß sie das praktische Wissen des Erwachsenen überhaupt bezeichne, weder nur das moralische Gewissen noch nur das sexuelle Bewußtsein noch nur die reine Vernunft. — Im vierten Kapitel geht es um die Entscheidung des ebenfalls viel erörterten Problems, ob der Mensch in 2, 4b—3, 24 von Haus aus als sterblich oder als unsterblich gedacht sei. Seiner Natur nach — so urteilt Humbert — sei hier der Mensch zwar als sterblich gedacht, aber er hätte doch die Aussicht oder Möglichkeit gehabt, daß ihm beim Beharren im Gehorsam gegen seinen Schöpfer von diesem die Unsterblichkeit aus Gnaden verliehen worden wäre, die nun durch seinen Ungehorsam ein für allemal verscherzt ist. — Das fünfte Kapitel schließlich hat es mit dem Begriff „Bild Gottes" zu tun, von dem Gen 1, 21. 22; 5, 1. 3; 9, 6 sagt, daß der Mensch nach ihm geschaffen sei, geht also über 2, 4b—3, 24 hinaus. „Bild Gottes" bedeutet — so entscheidet sich Humbert — die nach Art der göttlichen Wesen in Gottes Umgebung und insofern auch Gottes selbst geformte körperliche Gestalt des Menschen, und die ist sein unverlierbarer Besitz geblieben und nicht etwa durch den Sündenfall, von dem im Priesterkodex, dem jene Stellen angehören, übrigens nicht die Rede ist, verlorengegangen.

Humberts Buch, das sich einmal durch eingehende Berücksichtigung mindestens der wichtigsten Literatur zu Gen 1—3, sodann durch gründliche lexikalisch-statistische Untersuchung der in Betracht kommenden Begriffe auszeichnet und schon darum hinfort von jeder Arbeit über die Anfangskapitel der Genesis zu Rate gezogen werden muß, zerfällt also in zwei

1) **Humbert**, Prof. Paul: **Études sur le Récit du Paradis et de la Chute dans la Genèse.** Neuchatel: Secrétariat de l'Université 1940. (195 S.) gr. 8° = Mém. de l'Univ. de Neuchatel, Bd. 14. Fr. 7.50

Hauptteile, einen literaranalytischen und einen begriffsgeschichtlich-theologischen. Aus dem zweiten scheinen mir die Ergebnisse von Kap. 3 und 5, also die Bestimmung der „Erkenntnis von Gut und Böse" und der „Gottesebenbildlichkeit" als gesichert betrachtet werden zu dürfen. Beachtung verdient, was das erste angeht, noch besonders dies, daß der religiöse Charakter des Sündenfalles schön und klar herausgearbeitet wird: „Das Verhältnis von Gott und Mensch wird unter einem religiösen, nicht einem moralischen Gesichtswinkel betrachtet. Eine religiöse Haltung, die des Glaubens, will sagen blinden Gehorsams, war dem ersten Menschen als Menschen von Gott auferlegt, die Annahme des Gebotes Gottes als solchen, nicht eine Entscheidung seines moralischen Bewußtseins, nicht eine freie Wahl seiner moralischen Empfindung" (S. 103). „Die ‚Unschuld' war für den Jahwisten dem, was wir Moralität nennen, überlegen; denn diese erschien ihm offenbar wie eine mit dem Zustand der Sünde, also des Getrenntseins von Gott gegebene Notwendigkeit" (S. 108). Aus der Behandlung der Frage nach dem Sinn der Gottesebenbildlichkeit, die klar den Grundsatz objektiv-historischer Feststellung des Tatbestandes ausspricht, sich auch nach ihm richtet und so Calvins dogmatisch gebundene Aussage über den Gegenstand als unrichtig ablehnt, treffen etwa folgende Sätze den Nagel auf den Kopf: „Mit dem Gebrauch des Terminus צֶלֶם will der Priesterkodex offenbar feststellen, daß der Mensch mit derselben Gestalt wie die Gottheit geschaffen worden ist, daß er ein konkret-plastisches . . . . Abbild von ihr darstellt" (S. 157), und „In der Theologie des Alten Testaments ist die imago dei nach Gottes Willen der menschlichen Natur inhärent und unverlierbar, und das ohne jede Einschränkung" (S. 173), Sätze, die freilich nicht als Feststellung eines mythologischen Residuums in P verstanden werden dürfen, vielmehr eine von Hesekiel abhängige theologische Aussage enthalten, nämlich den Menschen nach oben, gegen Gott, ebenso abgrenzen wie nach unten, gegen das Tier (vgl. S. 165).

Anders wird man, wie mir scheint, über das Ergebnis des fünften Kapitels urteilen müssen, also über die Auffassung, daß nach der Paradieseserzählung der Mensch von Haus aus zwar nicht unsterblich gewesen sei, aber bei Beharrung im Gehorsam gegen Gott doch vielleicht von diesem die Unsterblichkeit gnadenweis verliehen bekommen hätte, also insofern doch potentiell unsterblich gewesen wäre und diese Anlage erst durch den Fall für sich und seine gesamten Nachkommen verloren hätte. Hier scheint mir vielmehr der für das vierte Kapitel so nachdrücklich ausgesprochene und auch befolgte Grundsatz, daß ohne Rücksicht auf herkömmliche dogmatische Auswertung der Erzählung ihr objektiv-historischer Sinn vorurteilsfrei festgestellt werden müsse, preisgegeben zu sein. Die Entscheidung hängt hier nämlich schließlich davon ab, wie man die Drohung, die Jahwe 2,17 an das Verbot, von dem Baum in der Mitte des Gartens zu essen, knüpft „Wenn du davon ißt, mußt du sterben", und ihr Verhältnis zu der Aussage der Schlange in 3, 4 „Es ist nicht wahr, daß ihr sterben werdet" auffaßt. Humbert (S. 139) möchte die Drohung von 2, 17 dahin verstehen, daß sie das Aufhören der potentiellen Anlage zur Unsterblichkeit als notwendige Folge der Übertretung hinstellt, also mit „Du mußt bestimmt sterben", nicht etwa mit „Du mußt sofort sterben" wiederzugeben ist. Denn die vielfach vertretene Auffassung der Worte als eine gutgemeinte, zur Abschreckung bestimmte, wenn auch nicht ganz der Wahrheit entsprechende, Drohung mit sofortigem Tode würde bedeuten, daß Jahwe die Unwahrheit gesagt hätte, die Schlange in 3, 4 aber die Wahrheit sagen würde. Das ist indes dem Jahwisten nicht zuzutrauen: „Entspricht es etwa der Denkart des Jahwisten, daß Gott lügt, aber allein die Schlange die Wahrheit sagt? Das wäre gegen alle Wahrscheinlichkeit. A priori muß man methodischerweise und bis zum Erweis des Gegenteils 2, 17 vielmehr im Sinne der Wahrhaftigkeit Gottes zu erklären versuchen" (S. 139f). Aber der Jahwist bedient sich auch da, wo er ganz frei, also ohne Abhängigkeit von dem Schöpfungsmythus gestaltet, bei der Schilderung Jahwes so vieler und so derber Anthropomorphismen — etwa 3, 8. 9, wo er Jahwe im Garten spazieren gehen und nach den Menschen, die er nicht sehen kann, rufen läßt —, daß ihm auch 2, 17 ein solcher wohl zugetraut werden kann, wenn, wie es der Fall ist, das am nächsten liegende Verständnis es fordert. Sätze wie dieser: „Von seiner Schöpfung aus Staub an war der Mensch seiner Natur nach virtuell sterblich, der Tod war in ihm mächtig; seit dem Sündenfall wird er tatsächlich dem Tode geweiht" (S. 142) sind, wie mir scheint, gekünstelt und werden dem Tatbestand nicht gerecht. Da hat die — von Humbert freilich zurückgewiesene (S. 117) — Meinung, die Folge des Sündenfalls hinsichtlich des Todes sei die gewesen, daß der Mensch nun erst das Wissen davon erlangt und ihn damit als etwas Furchtbares empfinden gelernt habe, schon eher Anspruch auf Beachtung.

Ein zureichendes Urteil über die Komposition von Gen. 2, 4b—3, 24 und damit über die

von Humbert für dies Stück vorgeschlagene literarische Analyse ließe sich nur bei Heranziehung mindestens der gesamten „Urgeschichte", also von Gen. 1—11, gewinnen. Denn wenn nach Ausscheidung des allgemein gleichmäßig beurteilten Priesterkodex-Bestandes aus Gen. 1—11 sich hier auch außerhalb von 2, 4b—3, 24 „erratische Blöcke" von der Art, wie sie Humbert in dem vom Jahwisten bei der Abfassung seiner Paradieseserzählung benutzten Schöpfungsmythus findet (S. 115), feststellen lassen, dann läßt sich die Frage, ob hier nicht ein dem übrig bleibenden Bestand paralleler Erzählungsfaden vorliegt, gar nicht umgehen, um so weniger, als ja schon angesichts des von Humbert angenommenen „Schöpfungsmythus" zum mindesten die Möglichkeit ins Auge gefaßt werden muß, daß dieser kein isoliertes Stück gewesen ist, sondern Anfang einer fortlaufenden Erzählungsreihe. In der Tat weisen Gen. 4—11 eine ganze Reihe solcher erratischen Blöcke auf, wenn auch Humbert, der freilich nur gelegentlich auf den weiteren Verlauf seines Jahwisten zu sprechen kommt, etwa S. 105 und 138, hier überall eine einheitliche Darstellung finden möchte. Denn die Erzählung von den Engelehen in 6, 1—4, die erklären will, woher die später auf Erden vorhandenen Riesen gekommen seien, verträgt sich nicht mit der Sintflutgeschichte, nach der die gesamte Schöpfung außer den Insassen der Arche — und zu denen gehörten keine Riesen — umgekommen ist. Ebenso ist Noah als Vater von Sem, Japhet und Kanaan in 9, 20—27 neben Noah, dem Vater von Sem, Ham, Japhet in 6,5 — c. 10 nicht denkbar, und schließlich — um nur das noch zu nennen — stößt sich die Völkertafel, nach der die verschiedenen Völker so entstanden sind, daß sich die Nachkommen Sems, Hams und Japhets in der langen Reihe ihrer Generationen immer weiter auseinander gelebt haben, mit der Erzählung vom Turmbau zu Babel, die das Vorhandensein der vielen Völker und Sprachen auf ein unmittelbares, gewaltsames Vorgehen Jahwes gegen die bis dahin einheitliche Menschheit zurückführt. Da aber Humbert sich in seiner Analyse auf 2, 4b—3, 24 beschränkt hat, so sollen auch hier unter Verzicht auf ein Urteil über sie wie über jede andere Analyse nur noch einige Bemerkungen zur näheren Charakterisierung von Humberts Auffassung und zur Schwierigkeit der Analyse von 2, 4b—3, 24 überhaupt gemacht werden.

Da wäre dann zunächst zu sagen, daß der Unterschied zwischen der Aufteilung von 2, 4b—3, 24 auf zwei oder auch drei Parallelerzählungen, die Humbert ablehnt, und seiner eigenen Analyse gar nicht so groß ist, wie es zunächst scheint. Denn zwei Erzählungen nimmt auch er an: den vom Jahwisten vorgefundenen und teilweise übernommenen Schöpfungsmythus und die aus der Feder oder aus Kopf und Herz des Jahwisten selbst stammende Paradieseserzählung. Daß er mit weniger Dubletten rechnet als andere und dementsprechend sein Schöpfungsmythus fragmentarischer erscheint als die von anderen herausgeschälte Nebenerzählung, ist demgegenüber unerheblich. Ein wichtigerer Unterschied ist der, daß, während die Zweiquellentheorie die Vereinigung der beiden Parallelerzählungen einem Redaktor zuschreibt, Humbert den Jahwisten selbst Stücke aus dem älteren Schöpfungsmythus seiner Erzählung einverleiben läßt. Für ihn ist also, ähnlich wie für Wilhelm Rudolph, der übrigens auch von erratischen Blöcken spricht, die der Jahwist verarbeitet hätte, der Jahwist Autor und Redaktor zugleich. Aber zu der Tatsache, daß der Jahwist sonst, etwa in der Erzählung von der Werbung um die Rebekka Gen. 24 oder in der Joseph-Erzählung Gen. 37. 39—50, die ihm vorliegenden Stoffe von sich aus neu formt, paßt die Vorstellung, er habe hier Brocken einer ihm vorliegenden Kosmogonie verwertet, obwohl sie in nicht unwesentlichen Punkten seinen eigenen Auffassungen vom Zustand des ersten Menschen widersprachen, recht schlecht, und es wäre hier etwa dasselbe zu sagen, was ich in den Theologischen Blättern, 18, 1939, Sp. 224—233 und in der Zeitschrift für die Alttest. Wiss. 57 (1939), S. 212—241 gegen Rudolphs Hexateuch-Analyse geltend gemacht habe, darunter dies, daß das Werk des Jahwisten, der Autor und Redaktor zugleich ist, jedenfalls weniger eine formal und inhaltlich einheitliche Größe darstellt als der „J", wie ihn die mit Parallelerzählungen und sie vereinigenden Redaktoren rechnende Zwei- oder Mehrquellentheorie herausschält. Im übrigen kann Humbert mit der Bestreitung einiger von der Zweiquellentheorie als Dubletten geltend gemachten Fälle schon recht haben, wie denn hier öfter der Tatbestand etwas Schillerndes behält und so eine eindeutige Erklärung kaum je zulassen wird. Aber die von ihm als so gut wie ausgemacht hingestellte Meinung, das vom Paradiesesstrom und den sich aus ihm entwickelnden vier Weltströmen handelnde Stück 2, 10—14 sei gelehrter glossenhafter Zusatz, keinesfalls Teil einer Parallelerzählung, bedarf doch noch der Nachprüfung. Der Jahwist hat sich auch nach Humbert sein Paradies als eine Oase gedacht. Diese wäre aber bei Streichung von 2, 10—14 gänzlich ohne Wasser. Denn der עד von 2, 6 gehört dem „Schöpfungsmythus" an und hat zudem auch nur den

Zweck, den Erdboden so weit zu durchfeuchten, daß der Mensch aus ihm gebildet werden kann. Zur Oase gehört indes Wasser; eine Stelle wie Gen. 13, 10, wo der Jordangau ein gut bewässertes Land genannt und als solches mit dem Garten Jahwes verglichen wird, setzt zudem eine Erzählung von dem Wasserreichtum des Paradieses, also wenigstens etwas 2, 10—14 Ähnliches voraus, und das sollte doch davor warnen, so zuversichtlich das Stück der Paradieseserzählung abzusprechen und als gelehrte Glosse auszugeben.

Scheinen die bisherigen Beobachtungen die Aufteilung von 2, 4b—3, 24 auf Parallelerzählungen zu empfehlen, so fehlt es auch nicht an Fällen, da die von Humbert vorgenommene Zerteilung zu weit gehen könnte und vielleicht der Auffassung der betreffenden Abschnitte als einer Einheit Platz machen muß. Humbert glaubt einen tiefgreifenden Unterschied feststellen zu müssen zwischen den Fragmenten des Schöpfungsmythus mit ihrer ungebrochenen Freude am kanaanäisch-heimatlichen Ackerlande und ihrer frohen Bejahung der geschlechtlichen Sinnlichkeit und der jahwistischen Paradieseserzählung, die vielmehr vom nomadischen Ideal bestimmt sei und in der geschlechtlichen Lust und Betätigung eine Folge des Sündenfalles sehe. Aber im weiteren Verlauf der Pentateucherzählung, etwa in den Verheißungen von Land und Nachkommenschaft an die Patriarchen und in der Bileamerzählung, ist der Jahwist getragen von freudig-dankbarem Stolz auf das Land, „das von Milch und Honig fließt", und der Priesterkodex, den Humbert sonst wohl als richtigen Interpreten des Jahwisten ansieht, bringt Gen. 1,22. 28 als Segenswort an Tier und Mensch das Gebot: „Seid fruchtbar und mehret euch!" Hier bemüht sich also Humbert zwischen seinem Schöpfungsmythus und seinem Jahwisten eine Kluft aufzureißen, die in Wahrheit gar nicht vorhanden ist. Damit hängt ein anderes zusammen. Humbert denkt sich die Menschen der jahwistischen Paradiesesgeschichte als im Zustand der Unschuld befindlich, aber als erwachsen, also als große Kinder (S. 89), und er wird damit soweit recht haben. Fraglich ist aber, ob diese Unschuld des Urstandes, wie Humbert will, die geschlechtliche Betätigung unbedingt ausschließt. Es wäre doch sehr wohl denkbar, daß die ersten Menschen in unschuldiger Selbstverständlichkeit wie die Tiere geschlechtlich miteinander verkehrten und daß der Sündenfall hier nur insoweit eine Änderung mit sich gebracht hätte, als durch ihn das Wissen um das Geschlechtliche und dadurch bedingt die Scham voreinander in ihnen geweckt worden ist, und das würde zu der von Humbert zutreffend gegegebenen Erklärung der „Erkenntnis von Gut und Böse" als das praktische Wissen des Erwachsenen nicht übel passen. Dann wäre der, wie von anderen, so auch von Humbert festgestellte tiefe Einschnitt zwischen 2, 18—24 und 2, 25 irrig, und man könnte den „Bräutigamsjubel" von 2, 23 mit der vom Erzähler hinzugefügten Bemerkung über die Zusammengehörigkeit von Mann und Weib sehr wohl derselben Erzählung zuweisen, wie die Aussage von 2, 25, daß die beiden ersten Menschen nackend waren und sich doch nicht schämten. Ähnliches gilt am Ende auch für das Verhältnis von 2, 8. 9b zu 2, 9a. 15, wo ebenfalls die Möglichkeit der Einheitlichkeit nicht ganz ausgeschlossen erscheint.

Ich glaube nicht, daß sich die Forschung durch die Vieldeutigkeit des im Hexateuch, namentlich in Gen. 2, 4b—3, 24 vorliegenden Tatbestandes den Mut zu literarischer Analyse lähmen lassen darf, und bin darüber hinaus der Überzeugung, daß die Hexateuchkritik bei allen Umwegen und Rückschritten und Irrpfaden doch, aufs ganze gesehen, in einem ständigen Weiterschreiten begriffen ist. Aber das darf freilich nie vergessen werden, daß viele Einzelfälle keine eindeutige Entscheidung zulassen, sondern sowohl nach der Seite der Einheitlichkeit des Textes als auch nach der seiner aus Quellenmischung entstandenen Unebenheit aufgefaßt werden können, und daß sogar derselbe Forscher die Erscheinung bald so, bald anders beurteilen kann, je nachdem er mehr das Gemeinsame oder das Trennende zu sehen gestimmt ist. Goethe hat dieser Tatsache angesichts von Homers Ilias und Odyssee und von Friedrich August Wolfs Prolegomena ad Homerum aus dem Jahre 1795 in den Annalen von 1820 (Cottasche Jubiläumsausgabe Band 30, S. 344) einmal diesen Ausdruck gegeben: „Wolfs Prolegomena nahm ich abermals vor. Die Arbeiten dieses Mannes, mit dem ich in näheren persönlichen Verhältnissen stand, hatten mir auch schon längst auf meinem Wege vorgeleuchtet. Beim Studieren des gedachten Werkes merkt' ich mir selbst und meinen inneren Geistesoperationen auf. Da gewahrt' ich denn, daß eine Systole und Diastole immerwährend in mir vorging. Ich war gewohnt, die beiden Homerischen Gedichte als Ganzheiten anzusehen, und hier wurden sie mir jedes mit großer Kenntnis, Scharfsinn und Geschicklichkeit getrennt und auseinander gezogen, und indem sich mein Verstand dieser Vorstellung willig hingab, so faßte gleich darauf ein herkömmliches Gefühl alles wieder auf einen Punkt zusammen, und eine gewisse Läßlich-

keit, die uns bei allen wahren poetischen Produktionen ergreift, ließ mich die bekannt gewordenen Lücken, Differenzen und Mängel wohlwollend übersehen." Beim Pentateuch und darin bei Gen. 2,4b—3,24 liegt es ganz ähnlich. Das historisch-kritisch geschärfte Auge kann an den sich hier aufdrängenden Unebenheiten nicht vorbeisehen. Aber anderseits ist der auf die poetische Schönheit und die religiöse Tiefe der Erzählung eingestellte Sinn immer wieder geneigt, alles als eine große Einheit aufzufassen. So gilt es — mutatis mutandis — am Ende auch von der Paradieseserzählung und vom Pentateuch überhaupt, was nach John Meier, Hallische Studentensprache, 1894, S. 65 ein Hörer Friedrich August Wolfs unter dem Eindruck seiner Vorlesungen über Homer zwischen 1785 und 1790 als Vers eines Kommersliedes gedichtet hat:

„Der Wolf den Homer fast grimmig beißt,
aus Wad' und Schenkel große Fetzen ihm reißt;
der Alte hält still als ein Lamm
und flickt sich immer wieder von selbst zusamm."

Besprechungen.

Allgemeines.

Frisk, Hjalmar: Suffixales *-th-* im Indogermanischen. Göteborg: Wettergren & Kerbers 1936. (50 S.) gr. 8°. Göteborgs Högskolas Årsskrift XLII, 1936: 2. Schwed. Kr. 3 —. Bespr. von E. Hofmann, Münster.

Das Konsonantensystem der indogermanischen Grundsprache gibt uns noch manches Rätsel auf. Ich erinnere an die so oft, aber immer noch nicht abschließend behandelte Gutturalfrage. Auch die Tenues aspiratae sind umstritten, da sie nur im Arischen, Armenischen und (mit den Mediae aspiratae zusammengeworfen) im Griechischen belegt sind. Sind sie also Erbgut aus der Grundsprache oder stellen sie erst jüngere einzelsprachige Entwicklungen dar, als expressive Varianten der Tenues, wie Meillet vermutete oder nach Kuryłowicz als Nachwirkung eines geschwundenen Laryngals?

Diese beiden Theorien haben Frisk, dem wir schon eine Anzahl wertvoller Monographien verdanken, nicht befriedigt. Und so untersucht er das Problem wenigstens für das *th*. Er mustert das spärliche Material, das zur Verfügung steht, indem er mit appellativischen Wörtern auf *-tha* im Indoiranischen beginnt, woran er weitere Bemerkungen zum indoiranischen *-tha*-Suffix anschließt. Dann findet er auch im Armenischen ein idg. *-th*-Suffix, nämlich idg. *-thi* in den Substantiven auf *-oit'* und *-aut'*. Doch bleibt das etwas problematisch, weil die armenischen Beispiele nicht durch etymologische Wortgleichungen mit anderen Sprachen gesichert werden. Das Schlußkapitel äußert sich dann grundsätzlich zur Frage der Tenues aspiratae. Hier ist bemerkenswert, daß Frisk (wie Meillet) idg. *th* im Griechischen durch τ, nicht durch θ repräsentiert sieht. Die Untersuchung endet mit der Feststellung, daß man die Tenues aspiratae nicht abschaffen kann. Doch wird das Subjektive jeder Entscheidung dieses Problems gebührend hervorgehoben.

Die Arbeit ist erfreulich solide und kenntnisreich. Aus dem spröden Material ist nicht mehr herauszuholen. Hier und da stören kleine Unebenheiten der deutschen Sprache (S. 11, 17 *legt ein* statt *legt hinein*; S. 46, 5 *wenn man besinnt* statt *wenn man bedenkt*). Bekanntlich sind die aspirierten Tenues eine Eigenart der germanischen Sprachen (Jespersen unterscheidet zwischen stark und schwach aspirierten Tenues) im Gegensatz zu den romanischen und slawischen mit nicht aspirierten Tenues. Man könnte daher fragen, ob bei der Neigung, die Tenuis zu aspirieren, im Germanischen nicht uraltes idg. Erbgut hineinspielt, wie man es immer mehr im Germanischen aufzuspüren beginnt.

Brătianu, G. I.: Études Byzantines d'Histoire Économique et Sociale. Paris: Geuthner 1938. (295 S., XX Taf.) gr. 8° = Universitatae Mihăileană din Iasi IV. Fr. 50 —. Bespr. von F. Dölger, München.

Es sind nicht systematische Untersuchungen über ein Teilgebiet der überaus problemreichen byzantinischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, welche der Verf. hier vorlegt, sondern etwa 10 verschiedene Aufsätze über Einzelfragen, welche er im Laufe des letzten Jahrzehntes an verschiedenen Orten veröffentlicht hat und nun in ergänzter und verbesserter Form seinen Lesern gesammelt darbietet; eine Ausnahme macht nur die Studie über die Finanzpolitik des Kaisers Nikephoros I. (S. 183ff.), welche hier zum ersten Male erscheint. Ein einleitendes Kapitel über die chronologischen Einteilungen der byzantinischen Geschichte (S. 23ff.) knüpft an die in den letzten Jahren immer wieder, vielleicht mit allzuviel Eifer, erörterten Periodisierungsfragen der byzantinischen Geschichte an und macht die wirtschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkte im Rahmen der allgemein weltgeschichtlichen geltend. Ein weiterer Aufsatz (S. 43ff.) behandelt die Frage der antiken Schuldenregelung und die Novelle Justinians v. J. 555, ein weiterer (S. 57ff.) die Rolle, welche das Gold und seine Verteilung in der nach Ansicht des Verf. vom 4. bis zum 7. Jh. sich hinziehenden Auflösung der alten Welt als Gradmesser, aber auch als Teilursache der Gleichgewichtsschwankungen in diesem Prozeß spielt. Das Kapitel «Empire

et démocratie» à Byzance (S. 95ff.) sucht die Rolle der Demen in Byzanz als „demokratisches" Element in der Autokratie des Staates zu begreifen, während die Studie über die Getreideversorgung von Konstantinopel und das Getreidemonopol in byzantinischer und türkischer Zeit (S. 127ff.) Anlaß gibt zu Betrachtungen über ein klassisches mittelalterliches Beispiel für den Kampf zwischen staatlicher Monopolwirtschaft und freiem Handel. Der, wie erwähnt, neue Aufsatz: La politique fiscale de Nicéphore Ier (802—811) ou Ubu roi à Byzance (S. 183ff.) versucht eine zusammenhängende Deutung der berühmten, uns als „Schikanen" überlieferten finanziellen Maßnahmen dieses Finanzbeamten auf dem byzantinischen Kaiserthron zu geben. Eine sehr anziehende geld- und währungsgeschichtliche Untersuchung ist sodann «L'hyperpère byzantin et la monnaie d'or des républiques italiennes au XIIIe siècle» (S. 221ff.), während der Aufsatz über Schollengebundenheit und fiskalisches Regime (S. 243ff.) diese so überaus bedeutsame wirtschaftliche und soziale Kategorie mit weitem Blick über byzantinische, slawische und rumänische Verhältnisse umgreift. Das Buch schließt ab mit einem kurzen Essai über altorientalische Moden am Ende des Mittelalters (S. 267ff.), worunter vor allem das mit der Mitte des 14. Jh. vom Osten her modern werdende Wams mit Gürtel und enganliegender Hose sowie die schon bei den Chinesinnen der Tang-Dynastie nachweisbaren „Hörner"-Frisuren der europäischen Damen um 1360 zu verstehen sind.

Der Verf. ist ein Synthetiker, dem die Vergleiche und Parallelen aus reichem Wissen und gewählter Lektüre leicht zuströmen und es ihm ermöglichen, ein meist zutreffendes, immer unmittelbar anschauliches und lebendiges Bild der entsprechenden mittelalterlichen Verhältnisse zu entwerfen; diese sind ihm aber nicht das Wesentliche, das Wesentliche sind ihm vielmehr immer typische Entwicklungsabläufe, die er, mit weitem Blicke stets das Weltgeschichtliche überschauend, von der modernen Sozial- und Wirtschaftsproblematik aus sucht und im Mittelalter, vor allem in Byzanz, auch auffindet. Wer auf einem ganz anderen Weg zur byzantinischen Wirtschaftsgeschichte gekommen ist, wird sich durch die oft kühnen Motivierungen und Deutungen Br.s fast Seite für Seite zum Widerspruch gereizt fühlen oder doch zum bedächtigen Fragezeichen; denn Br.s Darstellung beruht in erster Linie auf der geistvollen Verbindung der von anderen Forschern auf Grund der spärlichen und wortkargen Quellen erarbeiteten Einzelergebnisse, unter denen er nach oft recht subjektiven Gesichtspunkten diejenigen auswählt, die zu seinem mehr erschauten Geschichtsbilde stimmen. Das mühsame Abfragen der Quellen nach ihrem Wortsinn, welches die Arbeit des Philologen, aber auf dem Gebiete der byzantinischen Wirtschaftsgeschichte vorerst noch eine unentbehrliche und vor verhängnisvollen Irrwegen bewahrende Aufgabe ist, liegt ihm nicht; so ist denn z. B. auch die Deutung der finanzpolitischen Maßnahmen des Kaisers Nikephoros I. zum großen Teile mißglückt und manche andere wichtige Einzelheit wäre auf Grund neuerer Einzelforschung zu berichtigen, manche allzu kühne Verallgemeinerung einzuschränken. Der Zeitpunkt, zu dem irgend jemand eine auf vollem Verständnis der Quellen beruhende byzantinische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte schreiben könnte, ist noch nicht gekommen. Wir wollen aber trotzdem ein Buch auf das dankbarste willkommen heißen, welches mit soviel weltpolitischem Blick, mit soviel sozial- und wirtschaftspolitischem Verständnis und mit so gründlicher Kenntnis des byzantinischen Kulturlebens neben so zahlreichen glücklichen Lösungen so mannigfache und überraschende Zusammenhänge auf einem von der Forschung bisher vernachlässigten Gebiete nachweist. Es bedarf kaum des besonderen Hinweises, daß auch der orientalistische Leser nicht nur in dem Aufsatze über altorientalische Moden, sondern allüberall in dem Buche reiche Anregung finden wird.

Schramm, Albert †: **Schrifttypen für fremde Sprachen.** Versuch einer Zusammenstellung der wichtigsten Schriftgießereien unserer Zeit. Wolfenbüttel: Heckners Verlag 1938. (24 S.) gr. 8°. RM 1.50. Bespr. von Hans Jensen, Kiel.

Der kurz vor dem Abschluß des Druckes der kleinen Schrift verstorbene Verf. weist zur Rechtfertigung seiner Schrift darauf hin, daß „kleinere Druckereien oft nicht einmal die Schriftgießereien kennten, von denen fremde Schrifttypen bezogen werden könnten, und daß auch in wissenschaftlichen Kreisen in dieser Beziehung meist große Unwissenheit herrsche". Das trifft sicherlich zu; daß freilich „nicht einmal Werke über Geschichte der Schrift die Frage des Schaffens fremder Lettern behandeln", ist m. E. kein Vorwurf; gehört doch schließlich wohl auch die technologische Geschichte der Buchdruckerpresse, die Geschichte des Papiers u. dgl. nicht eigentlich mehr in eine Geschichte der Schrift hinein, sondern bilden Sondergebiete eines großen Komplexes „Schriftwissenschaft", und dazu wollen wir auch das Gebiet rechnen, das der Verf. in seinem hier vorliegenden Büchlein behandelt, das übrigens auf eine Anregung des verstorbenen, für Probleme der Schrift so sehr interessierten Hans Bauer zurückgeht.

Der Verf. hat ein Verzeichnis zusammengestellt, das die bedeutendsten Schriftgießerein der heutigen Zeit berücksichtigt, in erster Linie Deutschlands, in

gewissem Umfange aber auch einiger fremder Länder. Wertvoll sind die kurzen Angaben über die Geschichte der einzelnen Gießereien; daran schließt sich in der Regel eine Aufzählung der in ihnen hergestellten Schriftarten, auch werden einige besonders wichtige oder schöne von ihnen ausgeführte Drucke genannt. — Die letzten 4 Seiten füllt ein kurzer Anhang: Setzmaschinen und Schreibmaschinen mit fremden Typen.

Ägyptologie.

Mina, Togo: Le Martyre d'Apa Epima. Cairo: Imprimerie Nationale Boulâq 1937. (XXXII, 125 S., 2 Taf.) 4° = Service des Antiquités de l'Égypte. Bespr. von A. Böhlig, Berlin.

In einer schönen Ausgabe des Service des Antiquités veröffentlicht der Verf. das sahidisch-koptische Martyrium des Hl. Epimachos[1]. Die echt ägyptische Heiligengeschichte führt nach Mittelägypten in den durch Papyrusfunde allbekannten Ort Oxyrhynchos. Hier hält der römische Provinzialstatthalter gerade Gericht, da erscheint ein angesehener Mann aus dem benachbarten ΠΑΝΚΟΛΕΤΟ (بنكلاوس). Trotz furchtbarer Martern läßt er sich nicht zum Opfer zwingen. Es bleibt dem Beamten nichts weiter übrig, als ihn dem Comes in Alexandria zu überweisen. Da dieser sich bei der Ankunft des Epimachos im Zirkus befindet, hat dieser Gelegenheit erst noch im Gefängnis Heilungen vorzunehmen. Als er dann dem Statthalter gegenüber tritt, zeigt er die gleiche Standhaftigkeit wie vorher. Da seine Wundertaten einen so gewaltigen Eindruck auf die Bevölkerung machen, zieht der Comes es vor, ihn nach dem Süden Ägyptens zu schicken. Er gibt ihn zwei hohen Beamten mit, die zur gleichen Zeit dort Ämter anzutreten haben. Seine Glaubensstärke führt ihn in den Tod. Diener des Julius überführen den Leichnam in seine Heimat.

Man könnte fragen, ob es sich lohnt, einen solchen legendär ausgeschmückten Text zu veröffentlichen. Denn eine beträchtliche Anzahl derartiger Berichte sind der Forschung zugänglich. Eine solche Beurteilung wäre einseitig. Gerade die vorliegende Publikation ist wertvoll und anregend.

In der übersichtlich gegliederten Einleitung deutet der Autor die wesentlichen Probleme an. Gelöst können diese Fragen aber in solchen Textveröffentlichungen nicht werden, sondern es muß zunächst durch derartige Arbeit Material für umfassende Studien bereitgestellt werden. Für die Geographie Ägyptens bietet der Text eine Reihe koptischer Ortsnamen, die zum Teil noch unbekannt waren[1]. Auch Amtsbezeichnungen der römischen Verwaltung finden sich. Eine Zusammenstellung solchen Materials aus Märtyrer- und Heiligengeschichten könnte sicher dem Historiker dieser Zeiten behilflich sein. Ebenso wird man aus den Termini die Zeit für die Abfassung dieser Schriften besser bestimmen können. Darum sind diese Veröffentlichungen durchaus wertvoll, um die Geschichte dieser weit über Ägypten verbreiteten Literatur zu erkennen.

Der vorliegende Text wird durch ein Colophon ergänzt[2]. In ihm sind die schenkenden Personen — eine von ihnen heißt Epima —, die Schreiber und der Beschenkte genannt. Interessant ist es, daß die Handschrift dem Kloster von Al-Ḥāmūli gestiftet wurde, in dessen Ruinen sie im Jahre 1910 zusammen mit einer großen Bibliothek sahidischer Mss. gefunden wurde. Es handelt sich um das Kloster des Erzengels Michael, der dem Epima in seinen Leiden zu Hilfe kommt. Nach Angabe der Schreiber wurde das vorliegende Ms. im Jahre 889/90 abgefaßt.

Außer der sah. Version und dem kurzen Bericht im Synaxar[3] gibt es auch eine boh.[4]. Während die sah. aus einer griechischen übersetzt sein wird, scheint die boh. aus der sah. entwickelt zu sein. Der Herausgeber hat besonders auf die Verkürzung der boh. Version hingewiesen. Eine eingehende Darstellung der Unterschiede konnte natürlich nicht die Aufgabe dieser Einleitung sein. Die Abweichungen sind sehr verschiedenartig. Würde man auf Kleinigkeiten Wert legen, dann würde ihre Zahl sehr anschwellen, da der Bearbeiter nicht einfach ins Boh. übersetzt, sondern den Text umgestaltet hat, wenn ihm nicht schon eine veränderte sah. Version vorlag. Am Anfang des sah. Textes stehen die Worte: „Dies ist die erste ἀπογραφή, die im Land Ägypten bezüglich der Heiligen stattgefunden hat." In der boh. Überlieferung steht dieser Satz vor dem kaiserlichen Opferbefehl. Hier liegt eine Verderbnis vor[5]. Bei der Schilderung der Marter, die der ungetreue Erzbischof von Antiochien erleidet, scheint die boh. Version bewußt den Wortlaut

1) Im Text ist die verkürzte Form ⲉⲡⲓⲙⲁ verwendet, die wiederum auf die schon verkürzte ⲉⲡⲓⲙⲁⲭ zurückgeht.

1) cf. Abschnitt V der Einleitung, S. XXIII—XXXII.

2) Veröffentlicht schon bei Arn. van Lantschoot, Recueil des colophons des manuscrits chrétiens d'Egypte t. I (Les colophons coptes des manuscrits sahidiques), 2 fascicules (Louvain, 1929): fasc. 1 (Textes), S. 26, No. XIV; fasc. 2 (Notes et tables), S. 17, No. XIV.

3) R. Basset, PO., XVII, S. 637—639.

4) Balestri-Hyvernat, Acta Martyrum t. I (Textes), S. 120—156, t. I (Versio), S. 78—98.

5) l. c. S. 122_8; S. 79_{10}.

zu ändern. In der sah.[1] wird ebenso wie im Martyrium Theodors des Orientalen[2] das geschmolzene Gold dem Übeltäter in die Kehle gegossen, um ihn mit dem Bestechungsgeschenk zu strafen. In der boh. wird Asphalt und Pech zu diesem Zweck genommen[3].

Der Verf. des Martyriums ist nach der Tradition angeblich ein Augenzeuge, der im Text selbst eine bedeutende Rolle spielt. Julius ist eine Persönlichkeit, die großen Einfluß beim Statthalter besitzt. Die Heilung seiner schwerkranken Schwester bindet ihn an Epima. Er wird der Helfer vieler Märtyrer und der Berichterstatter über ihre Leiden. Bei einer Anzahl solcher Berichte wird er als Autor genannt. Bei andern teilt uns dies das Synaxar mit.

Der Publikation ist eine Materialsammlung[4] beigegeben, die J. Muyser verfaßt hat. Sie ist angeregt durch eine Stelle aus unserm Text[5] und macht Angaben über die Rolle, die der Sabbat neben dem Sonntag in der koptischen Kirche spielte. Es wird keine vollständige Studie gegeben, sondern ein anregender Überblick. Es ist beachtlich, daß der Sabbat in der ägyptischen Kirche neben dem Sonntag gefeiert wurde. An ihm wurde nicht gefastet. Die Mönche erleichterten ihre Übungen bzw. verließen die Einsamkeit. Den Sklaven sollte Zeit zum Kirchgang an diesem Tage gelassen werden. Obwohl die bedeutsame Stellung des Sabbat noch in der gegenwärtigen Liturgie zu erkennen ist, so hat er doch die Ehrung wie der Sonntag nie gewinnen können. Für ihn galt nie das absolute Ruhegebot.

Adler, Elkan Nathan, **Tait,** John Gavin, **Heichelheim,** Dr. Fritz M., und Prof. Francis Llewellyn **Griffith: The Adler Papyri.** The Greek texts and Demotic texts. London: Oxford University Press 1939. (VIII, 118 S., XVI Taf.) 4°. £ 2.2.-. Bespr. von H. Kortenbeutel, Berlin.

Im Jahre 1924 kaufte E. N. Adler in Luxor einen Topf voller Papyri, die aus Gebelên, das in der Nähe der antiken Städte Krokodilopolis und Aphroditespolis oder Pathyris liegt, kamen. Der Topf enthielt 21 griechische und 49 demotische Papyri, die alle in die Zeit von 134—84 v. Chr. gehören. Die Texte stammen alle aus dem Familienarchiv eines Mannes mit Namen Horos, Sohn des Nechutes. Sie bilden damit eine Parallele zu den gleichfalls aus Gebelên stammenden Archiven des Dryton, Peteharsemtheus und des Platon, die in ungefähr dieselbe Zeit gehören.

1) S. 1_{10}.
2) Balestri-Hyvernat, l. c. S. 44_9; S. 35_{34}.
3) l. c. S. 120_{12}; S. 78_8.
4) S. 89--111.
5) S. 8_7.

Die Veröffentlichung enthält 21 von Adler, Tait und Heichelheim bearbeitete griechische und 30 von Griffith behandelte demotische Texte. Die Einleitung zu den griechischen Papyri ist von Adler allein unterzeichnet. Darin gibt Adler einen Stammbaum des Horus, stellt fest, daß mehrere Familienmitglieder, die durchgehend ägyptische Namen tragen, im ägyptischen Kult tätig waren, und kommt schließlich zu dem merkwürdigen Schluß, daß Horus und seine Familie zu den sogenannten θεοσεβεῖς gehörten, who followed the Jewish Law so far as it seemed good to them. Zum Beweis dafür führt er an, daß Horus und seine Familienmitglieder bei Darlehen keine Zinsen nehmen, sich also die Bestimmungen aus Exodus 22, 24/5 und Deuteronomium 23, 20 zu eigen machen, wonach Juden von Juden keinen Zins nehmen sollen. Diesen abwegigen Gedanken hat bereits Wilcken in ausführlicher Darlegung zurückgewiesen (Archiv f. Papyrusf. 1939, 218/9). Er weist darauf hin, daß sich einerseits Juden in den Papyri nachweisen lassen, die von Juden Zinsen nehmen (P. Tebt. 818), daß aber andrerseits schon im dritten Jahrhundert v. Chr. reine Makedonen keine Zinsen nehmen (P. Tebt. III 815), und daß auch in Attika im 4. Jahrhundert zinslose Darlehen gegeben werden, wo sicher kein jüdischer Einfluß wirksam sein kann.

Die griechischen Papyri sind meistenteils Kauf- oder Darlehensverträge, die an sich nichts Neues bieten.

Zu den demotischen Papyri hat Griffith eine besondere Einleitung verfaßt. Er geht darin auf die Topographie von Krokodilopolis und Pathyris und die dort geübten Kulte ein. In Pathyris blüht vor allem der Kult der Hathor, in Krokodilopolis der des Suchos. Außerdem gibt Griffith eine Liste der Tempelnotare der beiden Orte. Zum Schluß stellt er die Nachrichten über Horus, der auch in den demotischen Texten im Mittelpunkt steht, aus diesen Texten zusammen.

Die demotischen Texte berühren sich inhaltlich zum Teil mit den griechischen.

Das Wesentliche an der Publikation der Adler-Papyri liegt vor allem darin, daß in ihr eine Gruppe von Papyri vorgelegt wird, die der Zeit, dem Ort und der Sache nach eng zusammengehören. Darüber hinaus geben zwei Texte, P. Gr. Adler 11 und 12, einige für die Chronologie willkommene Daten. Die Herausgeber haben im Kommentar zu den Stellen gezeigt, daß P. Gr. 11 vom 14. Okt. 101 der letzte Papyrus ist, der nach den Regierungsjahren von Kleopatra III. datiert, und P. Gr. 12 vom 26. Okt. 101 der erste ist, der nur nach den Regierungsjahren von Ptolemaeos Alexander,

dem Sohne von Kleopatra III., rechnet. Dazu erwähnt er die Heirat mit Kleopatra Berenike. Das bedeutet, daß Kleopatra III. zwischen dem 14. und 26. Okt. 101 starb, daß Ptolemaeos Alexander noch vor dem 26. Oktober heiratete. Der Name seiner Frau Berenike ist nämlich nachträglich in den Text hineinkorrigiert, wahrscheinlich dann, als die Heirat in Oberägypten bekannt wurde.

Zu weiteren chronologischen Fragen, die die Adler-Papyri aufwerfen, hat W. Otto Stellung genommen (Ptolemaica, SB. Bayr. Ak. 1939, 28—34).

Keilschriftforschung.

Tallqvist, Knut: **Kuu ja ihminen.** Kuu-uskomuksia ja kuunpalvontaa itämailla ja muualla. Helsinki: W. Söderström Osakeyhtiö [1938]. (130 S., 45 Abb.) 8°. Hinta mk. 25 —. Bespr. von A. Salonen, Forssa (Finnland).

K. Tallqvist hat in seinem finnisch geschriebenen Buch, dessen Titel übersetzt „Der Mond und der Mensch" bedeutet, versucht, die Vorstellungen, die der Mond durch seine Phasen hervorgerufen hat, zu behandeln. Das folgende Referat soll einen gedrängten Überblick über diese inhaltsreiche Arbeit geben. Die Darstellung hat T. hauptsächlich auf babylonisches Text- und Bildmaterial gebaut, das in der vergleichenden Ethnologie bisher noch sehr wenig verwertet worden ist. Das Material anderer Völker hat er nur soweit berücksichtigt, als es Bedeutung für die Entstehung der Mondvorstellungen und den Mondkultus hat. Der Hauptteil des Buches schildert die Mondvorstellungen. Dazu kommt noch ein zweiter Teil, der speziell dem babylonischen Mondgott Sîn gewidmet ist.

Zuerst sind kurz die Benennungen für den Mond behandelt. Sie variieren in den verschiedenen Sprachen dem Geschlecht nach zwischen Masculin und Feminin. Es sind im allgemeinen zwei Hauptgruppen zu fassen: Die Mondnamen, die den Mond als leuchtend, strahlend, und diejenigen, die den Mond als Zeitregler (die indogermanischen Benennungen) angeben. Dagegen soll der sumerisch-akkadische Name Sîn die Weisheit des Mondes, genauer des Mondgottes, betonen.

A. Die Mondphasen.

1. Der Mond ist nicht sichtbar. Die Babylonier glaubten, Sîn habe sich mit einer Tiara bedeckt (Tiara = Aschenlicht, lumière cendrée), wie u. a. der sumerische Name mešu-du/du$_7$ zeigt. Weit verbreitet ist die Vorstellung, der Mond werde von bösen Raubtieren gefressen. Da der Mond also zu dieser Zeit bedroht war, war die Zeit des Aschenlichtes, und weiter auch die der anderen Mondphasen, ein gefährlicher Zeitpunkt: so war z. B. bei den Babyloniern zur Hammurabi-Zeit der 1., 7., der Vollmondstag und der 28. Tag, in Assyrien der 7., 14., 21., 28. und 29. Tag ein „böser Tag". Die bösen Tiere, die den Mond bedrohen, werden durch Lärm verjagt. Dazu lesen die Juden, wie auch die Ägypter, Gebete (*birkaṯ lḇānā*). Nach einer alten Vorstellung „ruht" der Mond zu dieser Zeit in der Himmelsmitte oder feiert seine Hochzeit mit der Sonne, seiner Gattin. Die Zeit dieser coniunctio (griechisch *synodos*, altindisch *samgama*) dauerte nach der babylonischen Vorstellung drei Tage und hieß sumerisch u$_4$-na$_2$-am$_3$, akkadisch *ūmē bubbuli*.

2. Der Neumond. Er wurde bei den Sumerern begrüßt und gefeiert, ähnlich wie bei den Arabern in Ḥarrān, bei den Juden, ja noch heute bei manchen Völkern. Der Neumond ist ein Hornpaar. Diese Vorstellung, eine der ältesten, ist bei einem Viehzucht treibenden Volk entstanden, das im Neumond am Himmel die Hörner seiner Tiere sah. Aus dem hörnigen Mond hat sich der gehörnte Mondgott entwickelt. In dieser Hinsicht ist der babylonische Sîn mit der griechischen Selene und der römischen Luna (cornuta, bicornis) zu vergleichen. Der Mondgott wurde ferner als Stier (in Babylonien), bzw. als Kuh (bei den Griechen und Römern) gedacht. Der Mondgott war demzufolge auch Hirt (akkadisch *utullu*). „Die Sterne sind die Lämmerlein, der Mond, der ist das Schäferlein" (deutsches Volkslied). Der Neumond war ferner eine Sichel, eine Vorstellung, die durch Agrikultur bedingt ist. Diese Auffassung kommt bei den Babyloniern nicht vor, dagegen bei den Juden (*maggal lḇānā*, neuhebr.) und ist allgemein in den europäischen Sprachen (*Mondsichel, faucille de la lune, luna falcata*). — Bei den Babyloniern war der Neumond „Bumerang" (akkadisch *gamlu*). Ferner war er „Bogen", wie auch bei den Arabern. Infolgedessen war der Mondgott „Jäger", wie die Beinamen Sîns zeigen: ge$_6$-sa-a und ge$_6$-sa-par$_3$ „nächtliches Netz". — Als nächtlicher Wanderer war der Neumond ein „Krummstab" (vgl. Hermes). Weit verbreitet ist die Vorstellung, der Neumond sei ein Gerät, insbesondere ein Schiff, bei den Babyloniern das bekannte *makurru*[1]. Sîn und sein Schiff werden auch gleichgesetzt, denn er hat die sumerischen Beinamen ma$_2$, ma$_2$-gur$_8$ und ma$_2$-gu-la-an-na. Ferner ist das Sîn-Schiff als Zauberschiff bekannt.

1) Vgl. A. Salonen, Die Wasserfahrzeuge in Babylonien s. v.

3. Der Vollmond. Der Vollmond wird wegen seiner Form allgemein als Schild, Ball, Apfel, Krone, Haupt, Burg o. ä. gedacht. Solche Vorstellungen waren aber in Babylonien selten. Die Babylonier nannten den Vollmond „Auge des Himmels und der Erde". Nach Anaxagoras ist der Vollmond „eine zweite Erde". Auf der Mondkarte ist der Teil des Mondes zur rechten Hand = Akkad, der zur linken Hand = Elam, der obere Teil = Amurru und der untere Teil = Subartu (Assyrien). Die Chinesen sahen in dem Vollmond einen Frosch. Der „Mondmann" ist eine uralte Vorstellung, die man schon aus den babylonischen Siegeldarstellungen kennt. Dazu kommt noch, daß man auch den Hund des Mondmannes in einem Rollsiegel erkennen kann. Als Mondgesicht ist der Vollmond das orientalische Schönheitsideal (vgl. Maria pulchra ut luna). Der Vollmond ist im allgemeinen „Frucht", bei den Mandäern sogar „große Frucht" (*pirā rabbā*) und „Fruchtbaum". In Babylonien war der Vollmond noch ein Korb, wahrscheinlich mit Honig gefüllt, worauf auch der Beiname Sîns, lu_2-lal_3 „Honigmann" hindeutet. In Indien trinken die Götter ihre Soma aus dem Vollmond.

4. Die Farbe und die Bewegungen des Mondes. Am häufigsten wird dem Mond die goldene Farbe zugeeignet, oft gehört ihm auch die silberne und die weiße (nivea luna), wie z. B. in Babylonien. Nach einer assyrischen Hymne hat der Neumond die Farben der *sāmtu* und *uknû*-Steine. Als Reisender ist der Mond überall bekannt. Auch den Beinamen Sîns ma_3-ma_3 hat man etwa mit „Reisender" zu übersetzen. Seine Fahrt fängt der Mond im Westen an; demzufolge hat Sîn den Beinamen „Sîn des Westens".

5. Die Eigenschaften und Wirkungen des Mondes. Der Mond ist trotz der Veränderungen seiner Gestalt das Symbol der Dauer und der Treue. Bei den Assyrern wurde der königlichen Familie Erfolg gewünscht, solange der Mond und die Sonne am Himmel scheinen. Der Mond ist Quelle der Verjüngung und der Lebenskraft. So z. B. haben die Götter einem babylonischen König Leben geschenkt, das dauernd wie der Mond erneut wird. Der Mond ist Regler der Gesundheit und Arzt. Sîn und Ningal geben dem König Gesundheit. Sîn kann auch Krankheiten verursachen (vgl. lat. lunaticus, franz. lunatique, unser launenhaft, usw.; ferner noch Apollo, Artemis' und Selene als Ärzte). Als Verursacher der Feuchtigkeit, die den Ackerbau begünstigt, kennt man den Mond überall (drosoessa selene, lat. roscida luna). Sîn heißt mu-$ḫe_2$-gal_2-la „Jahr des Überflusses". Er war derjenige, der die Flüsse und Kanäle mit Wasser füllte. Demzufolge ist der Mond auch Hüter der Saat und des Wachstums, Herr der Vegetation und der Fruchtbarkeit usw. Der Mond beeinflußt das Geschlechtsleben, besonders das der Frauen. So konnte Sîn z. B. eine unfruchtbare Frau fruchtbar machen. Daher ist die Neumondzeit die Zeit der Hochzeiten. Aus Ugarit (Ras Schamra) ist ein Hochzeitslied bekannt, in dem Nikkal (= Ningal, Sîns Gattin) als Gattin des Mondgottes *Irḫ* erwähnt wird. Ferner leisten die Neumondstöchter als Chariten Hilfe bei der Geburt.

B. Für den zweiten Teil des Buches, der den sumerisch-akkadischen Mondgott Sîn behandelt, sei nur kurz auf Tallqvists Darstellung in seinem ausgezeichneten Werk „Akkadische Götterepitheta" (= Studia Orientalia VII) S. 442—448 hingewiesen.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Krencker, Daniel, und Willy **Zschietzschmann: Römische Tempel in Syrien.** Nach Aufnahmen und Untersuchungen von Mitgliedern der Deutschen Baalbekexpedition 1901—1904, Otto Puchstein, Bruno Schulz, Daniel Krencker, Heinrich Kohl, Theodor von Lüpke und eigenen Aufnahmen 1933, hrsg. und bearb. Textband (XXV, 297 S., 414 Abbildungen); Tafelband (VII S., 118 Taf.) 4^0 = Archäolog. Institut d. Dt. Reichs. Denkmäler Antiker Kultur, Bd. 5. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1938. RM 44 —. Bespr. von E. Weigand, München.

Als erste Frucht der deutschen Baalbekexpedition, die 1901 durch die persönliche Initiative Kaiser Wilhelm II. mit großen Mitteln in Angriff genommen wurde, erschien seit 1921 das dreibändige Baalbekwerk (I 1921, II 1923, III 1925), der Not der Zeit zutrotz in hervorragender Ausstattung, hierauf mit siebenjährigem Abstande das Palmyrawerk, herausgegeben von Th. Wiegand, ohne dessen Energie und Organisationsgabe beide im Sumpfe der Nachkriegszeit steckengeblieben wären. Es bedurfte des Zusammenwirkens vieler Kräfte und der Bereitstellung erheblicher Mittel von verschiedenen Seiten, damit als drittes Ergebnis der gleichen Expedition das vorliegende Werk erscheinen konnte, dem eine zugleich schwierigere und anscheinend weniger dankbare Aufgabe gestellt war; denn es handelte sich hier nicht mehr um die auf engem Raum nebeneinander vereinigten Höchstleistungen syrischer Architekten der Kaiserzeit, sondern um eine große Zahl weit auseinander in den mittelsyrischen Gebirgen liegender, vielfach schwer erreichbarer Denkmäler, von we-

nigen größeren Wallfahrtstempeln abgesehen vorwiegend um dörfliche Heiligtümer, die sich großenteils nur als wirr durcheinandergeworfene Trümmerhaufen oder in noch schlechterem Erhaltungszustand vorfanden. Das Werk ist dem Gedächtnis von Otto Puchstein und Bruno Schulz gewidmet, ersterem, weil der bereits 1911 verstorbene Archäologe als treibende Kraft hinter dem Ringen aller Teilnehmer um die weitgesteckten Ziele der Expedition stand und wesentliche Teile der Beobachtungen auch dieses Werkes noch auf ihn zurückgehen, letzterem, der 1932 noch vor der Veröffentlichung des Palmyrawerkes starb, weil er der führende Architekt der Expedition war, unter dem als junge Fachgenossen H. Kohl (bereits 1914 im Felde gefallen) und D. Krencker mit Sonderaufgaben betraut waren. K. hat es als letzter überlebender Architekt und als Mitarbeiter der beiden führenden Männer als seine ihm vermachte Aufgabe angesehen, einen weiteren Teil der gewonnenen Ergebnisse fertig zu bearbeiten und herauszubringen — als letzter Rest harren nur noch antike Bauten des Hauran-gebietes und des Ostjordanlandes der Veröffentlichung —, wobei er als archäologischen Mitarbeiter W. Zschietzschmann gewinnen und zur Vervollständigung, Verbesserung und Herrichtung der Aufnahmen und Zeichnungen eine ganze Anzahl jüngerer Fachgenossen und Schüler heranziehen konnte.

Als Ziel schwebte den Herausgebern „eine möglichst erschöpfende Darlegung des heutigen Zustandes in Zeichnung, Bild, Wort und Versuchen zur Wiederherstellung des Verlorenen" vor. Dieses Ziel ist, soweit die Aufnahme und Darstellung der einzelnen Denkmäler in Betracht kommt, in hervorragender Weise verwirklicht worden; ich weise besonders auf die steingerechte zeichnerische Aufnahme des jeweiligen Erhaltungszustandes der Bauwerke hin, die unersetzliche Dokumente schafft und höchsten Anforderungen genügt. Man braucht nur, von älteren Expeditionswerken ganz absehen, ähnliche neuere Veröffentlichungen, etwa die der amerikanischen Princetonexpeditionen, zum Vergleich heranzuziehen; ohne die Größe der dort gemeisterten Aufgaben, den Wert und die Unentbehrlichkeit der Leistung irgendwie zu verkennen, wird man das hier erreichte Mehr an Genauigkeit und Vollständigkeit ohne weiteres zugeben müssen. An nicht wenigen Stellen weisen die Hrsg. darauf hin, welche Ergebnisse von weiteren Aufräumungsarbeiten oder umfassenderen Grabungen zu erwarten sind; die nur mit leichtem Gerät ausgerüstete Expedition konnte ja nur kleine Schürfungen vornehmen und nicht einmal an die Hebung und Beseitigung größerer Steinblöcke herangehen; aber alles, was unter den gegebenen Verhältnissen dem einzelnen Denkmal abgewonnen werden konnte, ist in den photographischen und zeichnerischen Aufnahmen, den Beobachtungen, Überlegungen und Wiederherstellungen ausgewertet. Auf einzelne Lücken oder unerfüllt gebliebene Wünsche, die vornehmlich der archäologischen Bearbeitung gelten, komme ich gleich zu sprechen.

Die behandelten Denkmäler, die sich keineswegs auf „römische" Tempel beschränken — der Titel gilt nur a potiori und das „römisch" im herkömmlichen Sprachgebrauch für kaiserzeitlich — werden nach ihrer geographischen Verteilung im mittelsyrischen Bereich geordnet und zwar 1. die Bauten im Libanon und im nördlichen Teil der Bekaa, unter denen ich den frühen, auf 43 n. Chr. datierten Turm von Kalat Fakra, den literarisch bezeugten Aphroditetempel von Aphaka und die großen Tempelbezirke von Hössn Suleiman und Hössn Niha heraushebe; 2. die Tempel im Antilibanon und im südlichen Teil der Bekaa, darunter die ganz verschieden gearteten Peripteroi von Kasr Nimrud und Medjdel Andjar; 3. die Tempel im Hermon, unter denen die Ruinenfelder von Rahle und Burkush mit ihren eigenartigen Apsisbauten und christlichen Basiliken einen besonderen Hinweis verdienen. Das letzte Kapitel: Zusammenfassung und Schlußbetrachtung gilt dem Versuch übergeordnete Gesichtspunkte zur zeitlichen Bestimmung und Gruppenbildung der Bauten zu gewinnen.

Wenden wir uns kurz einigen Einzelfragen zu, zunächst dem Tempel von Aphaka! Von ihm heißt es S. 64: „Der Tempel, der wegen seines unzüchtigen Kultes berühmt war, soll von Kaiser Konstantin zerstört worden sein (Eusebius, Vita Const. III, 58)". Mit einem „soll" kann der genauere Bericht des Historikers Eusebios, der nicht nur Zeitgenosse des berichteten Ereignisses war, sondern, da er aus Caesarea Paläst. stammt, auch die Verhältnisse aus der Nähe persönlich gekannt haben wird, nicht abgetan werden; sein Bericht hätte vielmehr als die wichtigste antike Quelle gerade über die hier behandelten syro-phönikischen Höhenheiligtümer, ihre Lage und ihren Kult wörtliche Wiedergabe verdient, wobei der Bearbeiter wohl auch bemerkt hätte, daß seine Kapitelangabe irrig ist (III, 55 nicht III, 58, letzteres bezieht sich auf die Zerstörung des Aphroditetempels in Heliopolis-Baalbek). Es bestand dort neben dem Tempelbezirk (τέμενος) ein heiliger Hain (ἄλσος), ferner den begangenen Wegen und Heerstraßen auf einer Berghöhe des Libanon; im Tempel herrschte sakrale Pro-

stitution, in erster Linie durch Verschnittene (γύννιδες ἄνδρες οὐκ ἄνδρες τὸ σεμνὸν τῆς φύσεως ἀπαρνησάμενοι θηλείᾳ νόσῳ τὴν δαίμονα ἱλεοῦντο), daneben aber auch Tempelprostitution von Frauen und Jungfrauen (γυναικῶν δ'αὖ παράνομοι ὁμιλίαι κλεψίγαμοί τε φθοραί). Daß der Kult nicht als bloße sexuelle Orgie, sondern als Mysterienkult galt, bringt Eusebios deutlich zum Ausdruck (τὰ τῇδε δρώμενα). Der Kaiser gibt den Befehl zur Zerstörung des Tempels, der Befehl wird durch ein Militärkommando (χεὶρ στρατιωτική), das dem Willen des Kaisers bei der widerstrebenden Bevölkerung bzw. den Tempelinsassen Respekt verschaffte (σωφρωνεῖν δ'ἐμάνθανον ἀπειλῇ βασιλέως), offenbar recht gründlich ausgeführt; denn es zeigte sich bei den Untersuchungen der Expedition, daß der Tempel bis in die Fundamente hinein angegriffen war, als auf seinen Trümmern eine christliche Kirche errichtet wurde. Es ist also abwegig, die Zerstörung des Tempels, wenn auch nur frageweise auf ein Erdbeben zurückzuführen; die heutige Verwüstung der Stätte durch einen Erdrutsch bleibt davon unberührt. Leider haben wir keinerlei Kunde davon, wie der am Orte mit seiner starken Quelle haftende Kultgedanke in der christlichen Kirche weitergelebt hat; daß er die Zerstörung des Tempels überdauerte, geht schon daraus hervor, daß man es für nötig hielt, eine christliche Kirche an der abgelegenen Stätte zu errichten; einen Hinweis enthält vielleicht die Tatsache, daß noch heute kranke Frauen an einer Öffnung der Stützmauerterrasse schlafen um Heilung zu finden (Inkubationsschlaf). — Beim Tempelbezirk des Zeus von Hössn Suleiman ergibt sich aus den datierten Inschriften, daß auch an den kleineren Tempeln ähnlich wie bei den Tempeln und Periboloi der Riesenheiligtümer von Palmyra, Baalbek und Damaskus Jahrhunderte hindurch gebaut wurde; dabei darf man, wie ich glaube, die Kaiserinschrift beim Nordtor, welche das Datum 256—259 ergibt, auch für die Dauer der Bautätigkeit in Betracht ziehen; denn es ist wohl nicht zufällig, daß auch am Beltempel in Palmyra und am Heliopolitanum in Baalbek in den Propyläen die spätesten Inschriften der Gesamtanlage stehen, dort also die letzten Bauarbeiten ausgeführt wurden. Vielleicht ergibt der paläographische Vergleich mit den Resten der ehemals datierten Torinschrift einen Anhaltspunkt. — S. 119 wäre statt Kondakov, Voyage en Syrie (russ.) zu schreiben: N. P. Kondakov, Archäologische Reise in Syrien und Palästina, Petersburg 1904; denn wenn wir schon einen russischen Buchtitel übersetzen müssen, dann lieber deutsch und genau. — S. 154: Das dorisierende als Eierstab interpretierte Kapitell vom Tempel in Kasr il Banat kann nicht vor rund 150 n. Chr. angesetzt werden. Auch beim Tempel von Kasr Nimrud spricht der obere Abschluß des Gebälks durch bloße Karniessima über dreistreifigem Architrav und Wulstfries ohne das übliche Krönungsgesims mit Hängeplatte eher für späte als für frühe Ansetzung (vgl. das Adytongebälk des sicher späten Tempels von Ain Hersha, den Diokletiansbogen von Sufetulae-Sbeitla, das Türgebälk des Goldenen Tores in Konstantinopel). — Zu dem Abwärtskyma als oberstem Profil (über aufwärtsgehenden Profilen) am Tempelpodium von Hibbariye (S. 214 Abb. 321) und Der el Ashair (S. 259 Abb. 397) gibt es Parallelen am Sockelstein des sechssäuligen Brunnenhauses im Altarhof des Heliopolitanums in Baalbek (Baalbek I 95 Abb. 69) und an der Hauptapsis der Geburtskirche zu Bethlehem, wo man sich seine Entstehung sehr merkwürdig vorgestellt hat (Vincent, H. et Abel, F.-M.: Bethléem, Paris 1914, 66 und Taf. IX a). — Sehr bemerkenswert ist sowohl die Basilika wie das in seinen Terrassenunterbau eingebaute Kloster des Ruinenfeldes von Burkush; letzteres gehört zum Seitenkorridortyp, der auch im Weißen Kloster bei Sohag vertreten ist, nur mit dem Unterschied, daß es in Ägypten zwischen Basilika und Umfassungsmauer in drei Stockwerken hochgebaut, hier aber in das Kellergeschoß der Kirche verlegt ist; Wasch- und Abortanlage sind erhalten geblieben. Bei der Basilika interessieren die Stützenformen, Pfeiler mit angearbeiteten Halbsäulen, und vor allem die Kapitelle mit ihren wechselnden Typen, deren Verzierung zum Teil ungewöhnlich, zum Teil von byzantinischen Vorbildern justinianischer Zeit unmittelbar abhängig sind: hier erscheint sogar als Typus 5 das sog. Faltkapitell des Untergeschosses der Sergios- und Bakchoskirche in Konstantinopel. — Zu den zusammenfassenden Schlußbetrachtungen wäre entweder sehr viel oder kaum etwas zu sagen; ihr vorläufiger Charakter ist dadurch entschuldigt, daß gründlichere Untersuchungen auch stilgeschichtlicher Art erst anläßlich der Schlußpublikation angestellt werden sollen. Nur gegen die Einschätzung der dorisierenden Ordnung als Kennzeichen der älteren „vorrömischen" Periode verweise ich auf meine obigen Bemerkungen zu Kasr il Banat und Kasr Nimrud und außerdem auf den Tempel (sog. Praetorium) von Mismije vom J. 168/69, der bei sechssäuliger Fassade ebenfalls dorische Kapitelle mit hohen Säulenstühlen verbindet (vgl. Würzburger Festgabe f. H. Bulle, Stuttgart 1938, 79ff.), also Merkmale, die nach den Darlegungen des Bearbeiters unvereinbar wä-

ren. Hoffentlich wird bei der Schlußpublikation auch ein Orts- und Sachindex beigegeben, dessen Fehlen hier eine schmerzliche Lücke bedeutet, die durch das ausführliche Inhaltsverzeichnis am Anfang keineswegs geschlossen wird; so sind u. a. die christlichen Nachfolgebauten der Tempel dadurch nur zum kleinen Teil erfaßbar und bleiben in der Schlußbetrachtung ganz unbeachtet, so daß man sie mühsam aus Text- und Tafelband zusammensuchen muß; es sind, wenn ich mich nicht irre: Aphaka, Burkush, Bziza, Der el Kala, Hössn Niha, Hössn Suleiman (kl. Bezirk), Januh, Kasr el Banat, Rahle. An kleineren Versehen notiere ich noch, daß der Tempel von Atil in das J. 211, nicht 151 zu datieren ist (S. 281) und daß S. 297 auf die Abbildungen 100 und 101, nicht 110—111 zu verweisen ist. — Die buchtechnische Ausstattung der beiden Bände hält den hohen Stand ein, der die ganze Reihe der „Denkmäler antiker Architektur" auszeichnet.

Grossouw, Dr. Willem: **The Coptic Versions of the Minor Prophets.** A Contribution to the study of the Septuagint. Rom: Pontifical Biblical Institute 1938. (X, 126 S.) 4° = Monumenta Biblica et Ecclesiastica 3. Lire 65 —. Bespr. von Georg Bertram, Gießen.

Für das Textstudium der Septuaginta wie des NT haben die alten Übersetzungen eine besondere Bedeutung. Nun haben die lateinischen und die syrischen in der Textkritik längst ihre Stellen erhalten. Bei den koptischen ist das nicht in gleichem Maße der Fall. Die geringe Verbreitung der Kenntnis des Koptischen und der Zustand der Texte, vielleicht auch der scheinbar nur geringe Ertrag, der bei der Arbeit herauskommt, tragen die Schuld daran. Aber es geht ja hier nicht um Einzelergebnisse, sondern um die Verbreiterung der Basis unserer Gesamtkenntnis der Textgeschichte der griechischen Bibel.

In diesem Sinne will auch die vorliegende Untersuchung, die die koptischen Übersetzungen der Kleinen Propheten zum Gegenstand hat, der LXX-Forschung dienen. Sie konnte noch keine der großen LXX-Ausgaben, die ja für die Kleinen Propheten noch nicht erschienen sind, zugrunde legen, wird aber nun ihrerseits der deutschen wie der englischen-Ausgabe zu ihrer Zeit zugute kommen.

Zunächst beschreibt der Verf. den Überlieferungsbestand der koptischen Übersetzungen. Es ist nur wenig vorhanden: eine achmimische Handschrift aus dem 4./5. Jahrhundert, nämlich der Codex Rainerianus in Wien, der in der Ausgabe von Till (1927) benutzt wurde, lauter kleine Fragmente der sahidischen Übersetzung, hauptsächlich aus dem Weißen Kloster des Schenute, und die bohairische Übersetzung auf Grund der Ausgabe von Tattam (1810). Von fajumischen Übersetzungen sind nur kümmerliche Reste eines griechisch-koptischen Glossars erhalten. Dazu kommen noch sahidische Zitate, namentlich bei Schenute, von denen Verf. den ihm erreichbaren Bestand zusammenstellt.

Der Kollation selber, die zu der Ausgabe von Swete, d. h. zu B gemacht ist (Rahlfs lag noch nicht vor), sind einige methodische Bemerkungen vorausgeschickt. Die koptischen Übersetzungen sind im allgemeinen sklavisch genau, so daß man die griechische Grundlage fast überall wiedererkennen kann. Gelegentlich kommen allerdings auch freie Übersetzungen und deutende Wiedergaben vor (z. B. Am 2, 7; Mich 1, 2). Außerdem müssen die sprachlichen Eigentümlichkeiten des Koptischen (Gebrauch des Artikels, Ergänzung des absoluten Verbs durch pronominales Objekt, Verwendung von Konjunktionen und Partikeln, Wortstellung usw.) beachtet werden.

Der Hauptteil der Arbeit bietet das Variantenmaterial meist in lateinischer oder griechischer Übersetzung, soweit das ohne Heranziehung der koptischen Vorlagen festzustellen ist, sorgfältig und verläßlich. Das Vergleichsmaterial der griechischen Handschriften und der Masora gibt dem Leser schon bei der Durchsicht einen Eindruck von den Beziehungen und Verwandtschaften der koptischen Übersetzungen und von ihrer Stellung in der Textgeschichte. Die Fragen, die sich da ergeben, hat Verf., soweit möglich, in dem 3. Abschnitt geklärt und beantwortet, wobei er mehrfach die notwendige Vorsicht betont.

Die bo. Übersetzung ist in der vorliegenden Form hesychianisch bestimmt. Aber das beruht auf einer Rezension, die einen verwilderten, christlich eingestellten LXX-Text, der in Ägypten und im Abendland verbreitet war, umgestaltete. Das hält Verf. jedenfalls für wahrscheinlicher als die von Rahlfs für die Psalmen (Psalmi cum odis 1931, S. 27) aufgestellte These, daß der bo. Übersetzer „außer dem griechischen Original auch die bereits eingebürgerte sahidische Übersetzung" benutzte. Einzelne Lesarten lassen sich auf die ursprüngliche LXX zurückführen, vgl. z. B. Jon 2, 7, wo der ursprüngliche Text nur bei BS*W*bo. erhalten ist. In der übrigen Überlieferung zeigt sich überall die Angleichung an Mas. Natürlich hat auch Rahlfs diese Lesart aufgenommen, wie ja überhaupt die Durcharbeitung der koptischen Überlieferung keine neuen Ergebnisse

für die Textkritik zu zeitigen vermag. Das gilt auch für die älteren, oberägyptischen Übersetzungen. Bei ihnen, also bei der ach. und sa., fällt vor allem die starke Angleichung an Mas auf, die sich an fast 200 Stellen nachweisen läßt, ohne daß griechische Zeugen vorlägen. Trotzdem wird man nicht mit einer unmittelbaren Einwirkung des Hebr. rechnen dürfen — das entspräche nicht dem Bildungsstand in der koptischen Kirche — sondern wird voraussetzen müssen, daß teils die hexaplarischen Übersetzer (Einflüsse von 'A und Σ, auch Θ und E' sind zu beobachten), teils aber auch unbekannte Übersetzungen auf die LXX-Handschriften eingewirkt haben, die den ägyptischen Übersetzern vorlagen. Ein Beispiel wäre der Codex W, der auch sonst in vielem verwandte Erscheinungen zeigt. W. ist die von Sanders in der Michigansammlung 1927 herausgegebene Papyrushandschrift aus der 2. Hälfte des 3. Jh.s. C. Schmidt hat bereits damals koptisches Material zum Vergleich beigesteuert. Die Bedeutung der Handschrift wurde auch von Rahlfs erkannt und hat sich hier nun wieder bestätigt. Sanders meinte allerdings, von direkten Einflüssen des Hebr. sprechen zu können, aber es finden sich nur drei Fälle von direkter Gegensätzlichkeit bei W ach. sa. gegen alle jedesmal vorhandenen hexaplarischen Überlieferungen. Während sich die bo. Übersetzung einigermaßen glatt der hesychianischen Rezension einfügt, lassen sich die oberägyptischen Übersetzungen keiner bestimmten Rezension zurechnen. Vielmehr bewähren sich, wenn man von der Angleichung an Mas absieht, die oberägyptischen Übersetzungen in vielen Fällen als Zeugnis der ursprünglichen LXX. Auch sie sind in der Hauptsache als Vertreter einer christlichen, wilden, vorhexaplarischen LXX zu betrachten. Darauf beruht auch die schon erwähnte Verwandtschaft mit W, die allerdings auch nicht übertrieben werden darf (gegen Sanders). Verf. nennt 28 Fälle, in denen W allein oder fast allein mit dem Kopt. geht. Die Abhängigkeit liegt dabei — das ist mit Sanders anzunehmen — auf der Seite von W. Der christliche Einfluß zeigt sich besonders, wo es sich um Stellen handelt, die im NT zitiert sind. Da ist die ntl. Textform eingedrungen.

Was schließlich das Verhältnis der koptischen Übersetzungen untereinander betrifft, so steht eine älteste sa. Übersetzung am Anfang. Sie enthielt einen wilden, christlichen LXX-Text. Die nächste Stufe, die ältere sa. und die ach. Überlieferung ist durch Korrekturen nach Mas charakterisiert. Von ihr hängen ab die alte verlorene bo. und die jüngere sa. Die vorhandene bo. hat die Einflüsse der hesychianischen Überlieferung erfahren. — In einem Anhang ist noch das Kapitel Hab 3 behandelt, das als liturgischer Text seine besonderen Überlieferungsgesetze hatte.

Die zeitliche Einordnung der Entstehung der koptischen Übersetzungen ergibt sich damit von selbst. Ihre früheste Form steht neben der altlateinischen und altsyrischen Überlieferung und findet in W den nächsten und besten griechischen Zeugen. Im NT würde der sog. westliche Text seiner ganzen Art nach die beste Parallele zu diesem guten alten, aber verwilderten christlichen LXX-Text bilden, auf den wir in den koptischen Übersetzungen stoßen.

Damit ist, soweit der fragmentarische Zustand der Überlieferung das zuläßt, die Einordnung der koptischen Übersetzung wenigstens für die Kleinen Propheten, wie ich glaube, endgültig vollzogen. Für die entsagungsreiche und schwierige Arbeit bleibt die LXX-Forschung dem Verf. zu großem Dank verpflichtet.

Hopfner, Theodorus: **Patrologiae cursus completus accurante I.-P. Migne.** Series Graeca. Index Locupletissimus. Tam in opera omnia omnium auctorum veterum quam in adiectas praefationes, dissertationes, commentationes omnes omnium virorum doctorum recentium per capitula operum omnium argumenta complectens. Accedit indiculus auctorum ex ordine tomorum, indiculus auctorum ex ordine alphabetico, quorum operum titulis editionum recentiorum conspectus adnectitur, indiculus methodicus. Tomus I. Paris: Paul Geuthner 1934. (VII, 541 S.) 4°. 300 Fr. Bespr. von H. von Campenhausen, Greifswald[1].

Noch immer ist Mignes „Patrologia" die umfassendste und — noch wichtiger — die am weitesten verbreitete Sammlung der patristischen Quellen. Über ihre Mängel ist viel und mit Recht geklagt worden; trotzdem läßt sie sich aus der wissenschaftlichen Arbeit nicht völlig verdrängen und wird dank der Armut oder der Bequemlichkeit derer, die keine besseren Ausgaben zur Hand haben, viel benutzt. Nachdem der 162. abschließende Band der griechischen Patrologie, der auch einen bescheidenen Index enthalten sollte, noch vor seinem Erscheinen in der Verlagsanstalt verbrannt war, meldete sich alsbald das Bedürfnis nach irgendeinem Hilfsmittel, das es ermöglicht hätte, sich in der Masse des Stoffes überhaupt zurechtzufinden. 1879 erschien die einbändige κλεῖς des Dorotheos Scholarios in neugriechischer Sprache, die indessen keine große Verbreitung gefunden hat, und ihr folgten 1912 die knapperen lateinischen Indices Cavalleras.

1) Die Anzeige erscheint leider mit starker Verspätung. Der Rezensent hatte vergeblich gehofft, das Erscheinen der zweiten Hälfte abwarten zu können.

Der vorliegende, auf zwei Bände berechnete Index ist viel umfangreicher und berücksichtigt über Scholarios hinaus auch die mannigfachen Einleitungen, Untersuchungen und Register der älteren Ausgaben, die Migne gewöhnlich mehr schlecht als recht zum Wiederabdruck gebracht hatte. In der Hauptsache verzeichnet er indessen die Titel und die — gelegentlich leicht gekürzten — Inhaltsangaben („argumenta") für die Texte selbst und versieht sie mit Seitenangaben. Es handelt sich also nicht um einen Index im Stil moderner wissenschaftlicher Ausgaben, der bei dem Umfang der Patrologie unmöglich und bei ihrer Qualität auch wenig sinnvoll gewesen wäre, sondern nur um eine Art Inhaltsverzeichnis, einen Überblick über die ungeheuere ὕλη, die damit ὡς ἐν σχελετῷ zusammengefaßt ist, wie schon Scholarios sein Ziel formuliert hatte. Der vorliegende Tomus behandelt in dieser Weise die ersten 99 Bände. Der folgende soll dieses Exzerpt für die übrigen 62 Bände zu Ende führen und verheißt außerdem noch ein doppeltes Verzeichnis der Autoren und ihrer Schriften sowie deren sachliche Gruppierung in einem „Index methodicus". Auch werden die neueren Ausgaben jeweils genannt werden. — Unbegreiflicherweise hat der Verf., der für jeden Band die Erscheinungsjahre richtig verzeichnet, es gleichwohl unterlassen, die Verschiedenheit der Paginierung zu berücksichtigen, die sich zwischen der ersten und der zweiten Auflage wiederholt findet (Cavallera hatte das getan). Er hält sich, wie es scheint, immer stillschweigend an die zweite Auflage. Also können sich die Benutzer darauf gefaßt machen, allen Ärger, den ihnen Migne in dieser Hinsicht schon bereitet hat, auch mit dem neuen Index durchmachen zu müssen. Kleine Druckfehler und Versehen sind leider auch nicht ganz selten.

Es soll mit dem allen gewiß nicht bestritten werden, daß der Bearbeiter des Index ein großes Maß entsagungsreicher Arbeit bewältigt hat, für die ihm mancher Benutzer Dank wissen wird. Aber man steht seinem Werk schließlich doch mit ähnlich gemischten Gefühlen gegenüber wie der ganzen Migneschen Patrologie. Man sollte sie nur notfalls benutzen; es ist aber zu befürchten, daß der neue Index ihre Lebensdauer und ihre Geltung in der wissenschaftlichen Welt von neuem erhöhen wird.

Semitistik, Islamistik.

Weill, Raymond: **La Phénicie et l'Asie occidentale** (des Origines à la Conquête macédonienne). Paris: Armand Colin 1939. (204 S., 1 Kte.) kl. 8° = Collect. Armand Colin (Sect. d'Hist. et Sciences économiques). 221. Fr. 15 —. Bespr. von F. W. Frhr. von Bissing, Oberaudorf.

Vor 50 Jahren erschienen gleichzeitig Richard Pietschmanns Geschichte der Phönizier und George Rawlinsons History of Phœnicia. Damals waren die El Amarnatafeln eben erst in den Handel gekommen, waren seit Renans Mission en Phénicie Ausgrabungen nirgends unternommen, das Studium der keilinschriftlichen Quellen, aber auch der ägyptischen, noch sehr in den Anfängen. Merkwürdigerweise hat in diesem halben Jahrhundert niemanden die Aufgabe gelockt, eine selbständige phoinikische Geschichte zu schreiben, und eigentlich ist erst nach dem Krieg, durch die vom Glück begünstigten französischen Ausgrabungen in Byblos, ein Antrieb zu ernsthafter Beschäftigung mit Phoinikien geschaffen worden. Wir verdanken G. Contenau eine vorzügliche Übersicht über die «Civilisation phénicienne», in der sich auch eine geschichtliche Skizze findet. Wer nun, gestützt auf die Selbstcharakterisierung S. 9, in Weills Büchlein eine, vom Hintergrund der Vorderasiatischen Geschehnisse sich abhebende, Geschichte der Phoiniker erwartete, sieht sich enttäuscht. Von den 200 Seiten sind eigentlich nur die letzten 25 der geschichtlichen Entwicklung Phoinikiens von 1200 ab gewidmet, davon gehen noch 8 Seiten auf eine flüchtige Betrachtung Karthagos. In den Kapiteln L'Egypte de l'Ancien Empire et la Syro-Phénicie (III millénaire), l'Asie et Byblos, au temps de l'Egypte du Moyen Empire, l'arrivée des Indo-Européens Kassites, Mitanniens et Hittites de 2000 à 1500, Egypte et Syro-Palestine, Mitani, Hittites, du Moyen Empire au milieu du XIV. siècle, Egyptiens, Hittites et Méditerranéens, de la XIX. Dyn. à la fin de Ramses II. (1350—1180), ist von unendlich vielen Dingen, z. T. nicht uninteressant, die Rede, von Phoinikien selbst am wenigsten. Vor allem bei den z. T. ziemlich eingehenden Darlegungen wissenschaftlicher Streitfragen (wo freilich der Leser über die Grundlagen wenig aufgeklärt wird) werden Probleme wie die der Herkunft der Phoiniker, der Deutung von Usu und damit des Alters vom Tyros, der in den Annalen Tuthmosis III. erwähnten „Halteplätze" oder Häfen (?), der Verfassung der einzelnen phoinikischen Städte und später Karthagos, um nur einiges zu nennen, überhaupt nicht erörtert. In dem Kapitel l'Alphabet en Phénicie nehmen Erörterungen der hieroglyphischen Schrift, dann, mit mehr Berechtigung und in erfreulich verständlicher Weise, des Alphabets von Ras Schamra einen viel größeren Raum ein als die Entwicklung und Ausbreitung des eigentlichen phoinikischen Alphabets. Die Darstellung, die die Geschichte und Vorgeschichte des phoini-

kischen Alphabets in der ersten Lieferung von Ottos Handbuch der Archäologie erfahren hat, ist Weill offenbar noch nicht zugänglich gewesen. Er hätte sonst, neben manchen anderen Unrichtigkeiten, S. 158 nicht behauptet, die uns vorliegenden kyprischen Texte stammten aus dem III. Jahrh. v. Chr., während die datierbaren tatsächlich vom VII. bis zum II. Jahrh. v. Chr. reichen, einige undatierbare in einheimischer Sprache noch älter sein mögen.

Leider sind der Ungenauigkeiten in Weills Buch, trotz des stets sehr entschiedenen Tones nicht so wenige: wie soll wohl ein Schachbrett mit den beweglichen Schachfiguren zum Symbol der Dauer und Festigkeit unmittelbar geworden sein (S. 153), wie kann W. die Schirdani mit Sardes gleichsetzen, wo wir doch wissen, daß die Stadt in alter Zeit Sfarda hieß, und die Turscha-Tyrsener mit Tarsos verbinden, wo wir doch die Bedeutung „Feste oder ähnlich" für Tyrs mit ziemlicher Gewißheit erschließen können. Besser ist die Behandlung der Ahhijawa-Achaiuascha, obwohl man in einem Buch über Phoinikien eine so ausführliche Erörterung der Seevölker nicht erwartet, dafür aber die an die Pulasti-Philister sich anknüpfenden, auch archäologischen, Fragen gern erläutert gesehen hätte. Erfreulich ist, daß W. S. 131 in Aleksandus von Vilusa nicht Paris von Ilion, sondern einen Fürsten von Elusa erkennt und überhaupt gegen die Identifizierung der in den Tafeln von Boghazköi anscheinend genannten Namensgleichen mit den homerischen und nachhomerischen Helden Stellung nimmt. Ebenso wehrt W. sich mit Recht gegen eine Gleichsetzung der aus ägyptischen Texten erschlossenen Jakob und Josef (?) aus der ersten Hälfte des II. Jahrt. mit den hebräischen Patriarchen; aber er hätte auch den Erzvater Abraham nicht als gleich mit Sibani Sohn des Etrah (S. 28ff.; 102) aus den Ras Schamratafeln bezeichnen sollen. Daß der Hyksoskönig CHIAN einen semitischen Namen führt, bestätigt die in den manethonischen Listen erhaltene Umschrift Siaan (verbessert aus Staan), die man endlich statt der Korruptel Iannas einsetzen sollte. Der Abschnitt über die Chabiri enthält Hinweise auf das Vorkommen dieser Beduinen in den Boghazköitexten und in den neuen Texten von Mari aus der Zeit Hammurabis. Da wir neuerdings wissen, daß dieser Herrscher um 1850 v. Chr. erst regiert hat — was W. anscheinend unbekannt blieb —, rückt dies frühste Vorkommen der Stämme, die wir irgendwie mit den Hebräern in Verbindung setzen dürfen, näher an die bisher ältesten Erwähnungen heran. Und vielleicht darf man daran erinnern, wenn die Chabiri damals im Norden Mesopotamiens saßen, daß Abraham der Überlieferung nach — und zwar eben um diese Zeit — aus Ur in Chaldaea gekommen sein soll. Herrn W. scheinen die wiederholten eingehenden Untersuchungen von Fr. M. Th. Böhl (zuletzt wohl das Zeitalter Abrahams in AO 29, 1) unbekannt geblieben zu sein, sonst hätte er S. 35 nicht einfach Sinear mit Babylonien gleichgesetzt. S. 444 hört man von Elulai „König von Tyrus und Sidon"; es wäre wohl der Mühe wert gewesen, etwa nach Rawlinson, zu schildern wie dieser König von Tyrus, um den Assyrern entgegentreten zu können, ganz Phoinikien zu einigen sucht, also auch Sidon unterwirft, selbst Kypros besetzt und einen Aufstand dort niederschlug, wie er aber, nach seines ersten Gegners Salmanassars Tod, endlich Sennacheribs Übermacht unterlag und nach Kypros floh. Diese letzte Tatsache erwähnt die annalistische Übersicht S. 183, aber die Schilderung ist hier, und fast überall, blutleer, Zahlen und Namen, kein Versuch, Persönlichkeiten herauszustellen. Die Dynastie Eschmunazars von Sidon setzt W. m. A. n. richtig in das V. Jahrh. (S. 192); gerade in einer populären Schrift hätte er diese, nach ihren Gräbern nicht bedeutungslose, Dynastie mit ihren starken griechenfreundlichen Neigungen besser nicht in einen Anhang verbannt, sondern unter Xerxes und seinen Nachfolgern eingegliedert. Bei der dürftigen Geschichte Karthagos sind die St. Etr. VII S. 83ff. vorgetragenen Tatsachen unberücksichtigt geblieben; wenn W. erfreulicherweise an der Geschichtlichkeit des Vertrags mit Rom um 509 v. Chr. festhält, so hätte er dort Beobachtungen finden können, die diesen wie die späteren Verträge einigermaßen lebhafter beleuchten. Wenig befriedigend ist im allgemeinen die Behandlung der Chronologie. In dem « Chronologie de l'Asie antérieure » überschriebenen Kapitel werden eine Menge die Zeitfolge der babylonischen Dynastien betreffende Angaben gemacht, aber eine gründliche Erörterung der strittigen Fragen ist natürlich im Rahmen eines populären Büchleins nicht möglich. Anmerkungen wie die Literaturverweise S. 46 nützen wenig. Wieso die Dynastie von Amurru (I. und II. Dynastie von Babylon) auf 2105—1801 statt auf 2105—1805 oder 2057—1758, oder, nach den neuesten Gleichzeitigkeiten für Hammurabi noch um etwa 100 Jahre tiefer gesetzt wird, ist unerfindlich. Sethos I. ist vermutlich 1308, nicht 1310 zur Regierung gekommen. Die Zahlen S. 47 für die Dynastien von Ur III und Isin I erscheinen reichlich hoch und zeigen gegenüber den gangbaren Systemen an sich geringe Abweichungen, von denen man gern wüßte, weshalb sie eingeführt sind. Ungewöhnlich ist auch, daß W. S. 186 und sonst für den als Nebukadnezar im allgemeinen bekannten König die Form Nabukodorossor statt der besser bezeugten Nabuchodonosor bevorzugt, wahrscheinlich weil sie der keilschriftlichen Form näher steht; das dürfte aber von der Umschrift „Assurnadinpal" statt Assurnazirpal S. 180 kaum gelten, denn da lautet die keilschriftlich korrekte Form Assur-naṣir-apli. Ich erwähne diese Dinge, weil der Außenstehende leicht den Eindruck bekommen kann, er trete bei W. überall auf festen Boden. Wie wenig das der Fall ist, zeigt die Einreihung Massalias S. 180 unter die phoinikischen Kolonien. Bekanntlich sind wir gerade bei Marseille ungewöhnlich gut unterrichtet: Phokäer, nicht Phoiniker, haben um 600 v. Chr. die Stadt gegründet. Man hätte statt der unbelegten Aufzählung angeblich phoinikischer Siedlungen, wo Ialysos, Kameiros z. B. aufmarschieren, für die auch nicht der Schatten eines Beweises als phoinikischer Gründungen besteht, eine wissenschaftliche Schilderung der phoinikischen Kolonisation und auch ihres Kultureinflusses z. B. auf Palästina und Italien erwartet. Das hätte freilich ein kritisches Eindringen in viele Fragen verlangt, denen W. ausweicht.

W.s Buch ist für solche, die sich ohne eigene Kritik rasch orientieren wollen und sich durch manche nicht zur Sache gehörige breite Ausführungen nicht abschrecken lassen, gewiß nützlich zu lesen. Aber eine Förderung unserer Kenntnis von phoinikischer Geschichte bedeutet es nicht. In den anfangs genannten Werken, bei E. Meyer in der Geschichte und in der CAH, finden Wissensdurstige den Stoff besser, und in Böhls Abraham, Eißfeldts

Philister und Phönizier, Georg Rosens Juden und Phönizier, um nur einige zu nennen, sind bestimmte Fragen ungleich gründlicher und zuverlässiger behandelt.

Jurji, Edward Jabra: **Illumination in Islamic Mysticism.** A Translation, with an introduction and Notes, based upon a critical edition of Abu-al-Mawāhib al-Shādhili's treatise entitled Qawānīn Ḥikam al-Ishrāq. London: Oxford Univ.Press; Princeton: Princeton Univ. Pr. 1938. (X, 130 S.) 8° = Princeton Oriental Texts, Vol. IV. Bespr. von Johann Fück, Halle/Saale.

Während die mystischen Erfahrungen der Sufis in der islamischen Dichtung hauptsächlich als Liebeserlebnisse geschildert werden, gelten sie daneben unter einem anderen Gesichtspunkt als geoffenbarte Erkenntnisse; diese Auffassung hat in der Illuminationsphilosophie unter dem Bilde der Erleuchtung durch das aus Gott strömende Licht des übernatürlichen Wissens eine eigentümliche Ausprägung gefunden. Ein später Nachfahre dieser Richtung, deren klassische Vertreter Ibn 'Arabī und Abu'l-Futūḥ as-Suhrawardī sind, ist der dem Orden der Šāḏilīya angehörige Tunesier Ibn abi'l-Mawāhib († 882/1477), dessen *Risālat qawānīn ḥikam al-išrāq* nunmehr E. J. Jurji in englischer Übersetzung vorlegt (eine Ausgabe des arabischen Originals erschien bereits 1309 h in Damaskus). Diese Abhandlung ist kein systematisches Handbuch des Sufismus, und wer in ihm ausführliche Belehrung über die Illumination zu finden hofft, wird enttäuscht werden; der Verf. hat vielmehr für Ordensbrüder, denen das System und die mystischen Erfahrungen geläufig sind, seine erbaulichen Betrachtungen, Einfälle und Gedanken, die ihm „im Wachen und im Schlaf" gekommen sind, niedergeschrieben. Das Gros seiner Maximen hat er nach dem Schema, welches die üblichen Stufen des mystischen Pfades vom *tauḥīd* bis zur *wilāya* umfaßt, lose aneinandergereiht; was er darin nicht hat unterbringen können, ist in einen Anhang verwiesen. Verse sind reichlich eingestreut. Das Werk ist in dem schwülstigen Stile spätarabischer Zierprosa geschrieben, deren leerer Wortprunk indessen nicht über die Gedankenarmut des Verf. hinwegtäuschen kann; so bezeichnet er z. B. seine Maximen im 1. Kapitel abwechselnd als *ḥaqīqa* und *daqīqa* und wählt für jedes weitere Kapitel ein neues Wortpaar (*taqrīr*: *taḥḏīr*; *lā'iḥ*: *sāniḥ*; *nafḥa*: *lamḥa* usw.), ohne daß man hinter diesen Reimen einen tieferen Sinn vermuten dürfte. Die Übersetzung solcher Texte ist nicht leicht, aber J. hat sich seiner Aufgabe mit Geschick und Geschmack entledigt und dadurch, daß häufig einzelnen Ausdrücken das arabische Original in Klammern beigefügt ist, dem Benutzer die Nachprüfung erleichtert. In einer Einführung (S. 1—24) behandelt er die Illumination und die Šāḏilīya und gibt einige Bemerkungen über die Hds., den Verf. und sein Werk. Ein sorgfältiger Index der Personennamen und der technischen Ausdrücke beschließt den Band.

Teymour, Mahmoud: **Les Amours de Sami.** Roman Egyptien suivi de dix contes. Paris: Les Ecrivains Contemporains · 1938. (III, 200 S.) 8°. 18 Fr. Bespr. von A. Schaade, Hamburg.

Maḥmūd Taimūr Bey, ein Sohn des im Jahre 1930 dahingegangenen hochverdienten Gelehrten und Sammlers Aḥmad Taimūr Paša[1], ist der beliebteste und fruchtbarste Erzähler des heutigen Ägyptens. Obwohl erst 45 Jahre alt, hat er bereits eine stattliche Reihe von Werken aufzuweisen. Die meisten derselben sind in Sammelbänden zusammengefaßt, und eine Anzahl von ihnen ist bereits in europäische Sprachen übersetzt. Der vorliegende Band bringt in französischer Übersetzung eine Anzahl Erzählungen, die M. T. selbst, m. E. durchweg mit Recht, für besonders gut gelungen hält. Zunächst den, soviel ich weiß, bisher einzigen Roman M. T.s, der im Jahre 1934 unter dem Titel al-Aṭlāl („Die Trümmer") in dem gleichnamigen Sammelbande erschienen ist, hier aber nach seinem Helden Les Amours de Sami heißt, und dazu folgende Novellen: 1. Le Cheikh Afallah (S. 95). — 2. Om Zaian (S. 109). — 3. Sabha (S. 121). — 4. Le Bon Imam (S. 133). — 5. Abou Arab (S. 145). — 6. Un Démon (S. 151). — 7. Volte Face (S. 167). — 8. Expiation (S. 175). — 9. Cruauté de la Jeunesse (S. 185). — 10. Qu'Allâh l'ait en sa Miséricorde! (S. 195).

Diejenige Erzählung, der die hier zu besprechende Sammlung ihren Namen verdankt, ist vom Verf. selbst als „Roman" bezeichnet worden (*riwāya qaṣaṣīya*, im Gegensatz zu den Novellen = *qiṣaṣ* oder *aqāṣīṣ*[2]), und nicht mit Unrecht. Denn obwohl nicht viel länger als eine etwas ausgesponnene Novelle, bringt sie doch die Lebensgeschichte ihres Helden Sāmī, oder wenigstens dessen „Lehrjahre".

Sāmī wächst als Waise in dem reichen, aber düsteren Hause seines 20 Jahre älteren Halbbruders Hammāda heran, dessen Tyrannei er ebenso fürchtet, wie er Ḥ.s gütige Frau Mawadda verehrt und gleich einer zweiten Mutter liebt. Sein Herz wird schon früh zwischen zwei entgegengesetzten Polen hin- und

1) Siehe über ihn und seine Familie OLZ 1930, Sp. 854—859 und G. Widmers Studie in der Welt des Islams XIII (1932), namentlich S. 3—9.

2) Dies ist M. T.s neuere Terminologie. Früher hat er *qiṣṣa* schlechthin im Sinne von „Roman" und *uqṣūṣa* für „Novelle" gebraucht.

hergezogen, der hochmütigen, auf Männerfang und Karrieremachen dressierten Aristokratin Tahānī und der bescheidenen, unverbildeten Bürgerstochter Fatḥīya. Letztere, die früh ihren Vater, Sāmīs Lieblingslehrer, verliert und seitdem von ihrer Großmutter erzogen wird, geht an der Liebe zu S. zugrunde. Tahānī dagegen wird unbedenklich seine Geliebte, aber bezeichnenderweise erst, nachdem sie seiner Pflegemutter und ihm selbst den Schmerz angetan hat, seinen Stiefbruder zu heiraten. Erst vier Jahre später, nach Ḥammādas Tode, reißt sich S. von der herzlosen Kokette los und rafft sich — bis dahin ein recht passiver „Held" — zu dem Entschluß auf, seine erste Liebe Fatḥīya wieder aufzuspüren, die er im Wirrwarr der Erlebnisse aus den Augen verloren hat. Er findet aber nur ihre Großmutter vor und den inzwischen drei Jahre alt gewordenen Sohn, den ihm Fatḥīya hinterlassen hat. Die moralische Pflicht, für dessen Erziehung zu sorgen, gibt seinem Dasein endlich einen Sinn und ihm selbst die Kraft, ein neues, arbeitsames Leben zu beginnen.

Der Inhalt der übrigen Erzählungen läßt sich mit ein paar Worten andeuten. Zum Nachweis des arabischen Urtextes gebe ich nach Möglichkeit jeweils nur den Sammelband an, in dem dieser zu finden ist. Die Zeitschriften, in denen die Erzählungen ursprünglich erschienen sind, dürften ja doch nur den wenigsten Fachgenossen zugänglich sein. Außerdem steht die verbesserte Fassung der Sammelbände oft der Übersetzung näher als der ursprüngliche Wortlaut. Den Originaltitel gebe ich nur da, wo es erforderlich ist.

Nr. 1 gibt sich als Beichte eines ehemaligen Fellachen, der sich in seiner Jugend mit der jungen Frau seines älteren Bruders vergangen und deren Tod verschuldet hat. Von Furien gehetzt, irrt er noch als Greis unstet umher, büßend, aber ohne Hoffnung auf Allahs Vergebung, und wagt seinen Schmerz und seine Reue nur seinem einzigen Begleiter anzuvertrauen, seiner Flöte. Der arabische Text steht am Anfang der Sammlung aš-Šēḫ ʿAfallāh, Kairo 1936.

Nr. 2 ist die Geschichte des Bauernjungen Ġālī, der gleich bei seiner Geburt seine Mutter verloren hat und von seiner Großmutter auf dem Lande großgezogen, dann aber von seinem ehrgeizigen Vater in die Stadt geschickt wird. Er kommt schließlich als Efendi zurück; aber jetzt muß seine Großmutter, die zehn Jahre lang nur für dieses Wiedersehen gelebt hat, erkennen, daß ihr Ġālī schon an dem Tage gestorben ist, als er in die Stadt zog. Urtext an erster Stelle in der Sammlung Abū ʿĀlī, ʿāmil artist, Kairo 1934.

Nr. 3 handelt von einem armen Bauernburschen, der aus Liebe zu einem Mädchen zum Diebe und Mörder wird. Original als Nr. 3 in der eben genannten Sammlung.

Nr. 4 steht unter dem Titel aš-Šēḫ Naʿīm al-Imām in der Sammlung al-Ḥāǧǧ Šelebī, Kairo 1930. Ein Dorf-Imām tritt wiederholt als uneigennütziger Muḥallil auf, um voreilig gelöste Ehen wieder einzurenken. Schließlich aber findet er an einer der ihm anvertrauten Frauen so großes Gefallen, daß er sie gegen die Verabredung behält und sogar von der Kanzel herab auf Grund einer vermeintlichen Eingebung seine Gemeinde gegen den geprellten Ehemann aufhetzt, um diesem weitere Reklamationen unmöglich zu machen.

Nr. 5 (aus der bereits erwähnten Sammlung al-Aṭlāl) erzählt von einem rauhen Beduinen, dem ein übermütiges Herrensöhnchen mit einem Stein seinen einzigen Hund erschlägt und der nun lange, sorgfältige Vorbereitungen trifft, um den Mörder seines Lieblings auf dieselbe Weise umzubringen, im letzten Augenblick aber von einer recht unbeduinischen Rührung gepackt wird und sein Vorhaben aufgibt.

Nr. 6, Originaltitel aš-Šaiṭān, steht in der Sammlung Abū ʿAlī (s. o.). Ein abergläubischer Šēḫ martert seine eigne Tochter zu Tode, weil er sie von einem Dämon besessen wähnt.

Nr. 7, neben Nr. 2 und Nr. 4 vielleicht das literarisch wertvollste Stück der Sammlung, ist in Briefform abgefaßt. Eine junge Ägypterin, Frau eines Richters in Kairo, erzählt ihrer Freundin, wie ihr gar zu braver Mann sie lange Zeit hoffnungslos gelangweilt hat, bis es ihm durch eine vorgetäuschte Untreue gelungen ist, sie eifersüchtig zu machen. Das Original, betitelt Inqilāb, ist bisher nur im Hilāl vom 1. Dezember 1933 erschienen, soll aber, wie der Verf. mir mitteilt, in eine demnächst erscheinende Sammlung Firʿawn aṣ-ṣaġīr Aufnahme finden.

Nr. 8 schildert die Gewissensqualen eines selbstsüchtigen Haustyrannen und skrupellosen Lebemannes, der aus gesellschaftlichen Rücksichten eine junge, hübsche und feinfühlige Frau geheiratet und mit seinen Launen zu Tode gepeinigt hat, um dann erst zu entdecken, wie unentbehrlich sie ihm im Grunde geworden ist. Original u. d. T. Takfīr in der Sammlung aš-Šēḫ ʿAfallāh (s. o.).

In Nr. 9 erzählt ein junger Lebemann sein erstes, lange zurückliegendes Liebesabenteuer, an das er nur mit Reue und Scham zurückdenken kann. Seine erste Liebe, eine Nachbarstochter, wurde von ihrem Onkel behütet. Die Gelegenheit, sich ihrer zu bemächtigen, bot — dessen Begräbnis, das alle lästigen Zeugen aus dem Hause entfernte. Original als Qaswat aš-šabāb in al-Ḥāǧǧ Šelebī (s. o.).

Nr. 10 schildert, wie der Diener eines Paschas dessen Beerdigung benutzt, um einen der dabei mitwirkenden Mewlewī-Derwische zu befragen, ob und wie er seine voreilig dreimal verstoßene Frau wiedernehmen darf. Da er den Derwisch mit Ehrerbietung anredet und auch mit dem Baqšīš nicht knausert, erhält er eine zufriedenstellende Auskunft. Original u. d. T. Saiyidna in aš-Šēḫ Gumʿa, Kairo 1925 und noch einmal in der erst 1937 erschienenen Sammlung al-Waṭba al-ūlā, in der M. T. diejenigen Erzählungen aus seiner ersten Schaffensperiode (etwa bis 1925) zusammengefaßt hat, die er für die besten hält.

Verschiedene Erzählungen von M. T. liegen, wie schon bemerkt, auch in europäischen Sprachen vor. So hat der Schweizer Orientalist G. Widmer in der Welt des Islams XIII (1932) außer M. T.s beachtenswerter Studie „Über die Anfänge und die Entwickelung der arabischen erzählenden Literatur" (das Original bildet die Vorrede zu dem Sammelband aš-Šēḫ Saiyid al-ʿAbīṭ, Kairo 1926) auch sechs Erzählungen von ihm mustergültig ins Deutsche übersetzt, darunter von den hier besprochenen Ṣabḥa, Abū ʿArab und Umm Zaiyān.

Die hier vorliegende Übertragung ausgewählter Geschichten M. T.s ins Französische

rührt, wie ausdrücklich hervorgehoben sei, vom Verfasser selbst her. Das ist der Hauptgrund, weshalb ich diese Übersetzung hier so ausführlich besprochen und zu jeder Erzählung nachgewiesen habe, wo sie im Urtext zu finden ist. Für die neuarabische Schriftsprache gibt es noch kein wirklich ausreichendes Wörterbuch (auch Elias' Modern Dictionary versagt nur zu oft!), und deshalb dürfte es jedem Arabisten, der sich für die arabische Moderne interessiert, willkommen sein, vom Autor selbst zu erfahren, was er mit diesem oder jenem Ausdruck gemeint hat. Die Lektüre der M. T.schen Erzählungen kann namentlich deutschen Fachgenossen um so wärmer empfohlen werden, als ja zur Zeit nur die wenigsten von ihnen in der Lage sein dürften, die von M. T. geschilderten Lebensverhältnisse und Gesellschaftsformen an Ort und Stelle zu studieren. — — —

[Das Manuskript der vorstehenden Besprechung ist bereits Mitte Juni 1939 an den Verlag der OLZ gegangen, also zu einer Zeit, als die 4. Lieferung des III. Supplementbandes zu Brockelmanns GAL noch nicht erschienen war. Darin ist S. 218—226 die schriftstellerische Leistung M. T.'s gewürdigt und auch sämtliche in den Amours de Sami enthaltenen Erzählungen mindestens erwähnt. Mehr oder weniger ausführlich besprochen sind außer der Titelgeschichte die Nummern 1, 4 und 8. Die Erzählung Allāh yarḥamuh (Sāmī Nr. 10) in M. T.'s Sammlung al-Waṭba al-ūlā ist nicht, wie Br. S. 225 meint, neu, sondern nur eine Umarbeitung der S. 219 von Br. selbst erwähnten Erzählung Saiyidnā in der Sammlung aš-Šēḫ Gum'a. Qūwat aš-šabāb (Br. S. 222) als Titel der 3. Geschichte in al-Ḥāǧǧ Šelebī (=Sāmī Nr. 9) ist ein Druckfehler, den M. T. selbst bereits ausdrücklich im Druckfehlerverzeichnis am Schluß der eben genannten Sammlung und dann noch einmal implicite durch seine Übersetzung La cruauté de la Jeunesse verbessert hat, und zwar in Qaswat . . .! Besonders „zart" kann ich diese Geschichte übrigens nicht finden. — Die oben zu Nr. 7 erwähnte Sammlung Fir'awn aṣ-ṣaġīr ist im Juli 1939 erschienen. Die Erzählung Inqilāb steht darin auf S. 101—114.]

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Wastl, Josef: Baschkiren. Ein Beitrag zur Klärung der Rassenprobleme Osteuropas. Wien: Verlag d. Anthropolog. Gesellschaft 1938. (XII, 109 S., X Taf., 1 Kte.) 4° = Rudolf Pöchs Nachlaß, Ser. A: Physische Anthropologie, V. Band. Bespr. von Johannes Benzing, Berlin.

In der Reihe der von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft herausgegebenen Untersuchungen an Kriegsgefangenen erschien die vorliegende Arbeit über die Baschkiren, der eine weitere über die ihnen verwandten Tipteren folgen soll. Damit liegt uns eine wertvolle, mit den wissenschaftlichen Methoden der Wiener Anthropologenschule ausgearbeitete Untersuchung der Rassenverhältnisse bei dem türkischen Stamm der Baschkiren, dem Bindeglied zwischen Wolgatürken (Tataren) und Turkestantürken, vor. Der Verf. kommt auf Grund eingehender Bearbeitung und Auswertung des aufgenommenen Materials zum Ergebnis, daß die untersuchten 525 Baschkiren keinen einheitlichen Typus aufweisen. Mongolide und europide Rassenelemente lassen sich als Hauptkomponenten aufweisen: in der Hauptsache einerseits die tungide Rasse und der mongoloid stark beeinflußte turanische Typus, andererseits die ostbaltische Rasse mit den ihr verwandten suburaliden bzw. sublappiden Rassentypen. Schließlich kommt noch die paläasiatische (sibirische) Rasse hinzu.

Der Verf. bringt in Abschnitt A einen historischen Überblick und stellt darin verschiedene ältere Nachrichten über die Baschkiren aus arabischen und anderen Quellen ohne weitere, eingehende Untersuchungen zusammen. Diese Zusammenstellung ist etwas unklar, da Nachrichten über die Baschkiren (deren Namen auf die arabische Bezeichnung Baschdschird u. ä. zurückgehen soll!) und über die Madschgari (Magyaren) miteinander in Verbindung gebracht werden, wobei der Verf. offenbar an eine Identität der Namen denkt. Er führt dann eine Auskunft Professor A. Z. Validis an, der feststellt, daß die Baschkiren von Ibn Faḍlān um 921 zweimal ausdrücklich als Türken bezeichnet wurden, falls also die Baschkiren türkisierte Ungarn sein sollten (Theorie von J. J. Németh), so müßte der Türkisierungsprozeß schon vor dem 10. Jh. vollzogen gewesen sein.

Auf S. 7—11 finden wir als Abschnitt B einen ethnographischen Überblick mit kurzen Angaben über Religion, Wohnung, Ernährung, Jagd, Kleidung, Bildung, Musikinstrumente, Tanz, Ehe, Charakter.

Der Hauptteil der Arbeit, S. 12—105, ist den anthropologischen Untersuchungen gewidmet, auf deren Ergebnis oben hingewiesen wurde. Es sei noch erwähnt, daß Wastl durch die Unterteilung in 4 Volksgruppen (Ost-, Süd-, Berg- und Westbaschkiren) zeigen konnte, daß bei den östlichen und südlichen Baschkiren das mongolide Element bedeutend stärker ist, als im Westen und bei den Bergbaschkiren. Im Vergleich zu den europiden Merkmalen überwiegen die mongoliden bei sämtlichen baschkirischen Gruppen. — Interessant sind die

Angaben über die Sprache: 66% der untersuchten Baschkiren gaben an, tatarischen Dialekt zu sprechen, während nur etwa 34% baschkirische Mundart sprechen.

Ein ausführliches Schriftenverzeichnis(S.106—109), 10 Bildtafeln (mit 64 Abbildungen) und 1 Karte beschließen die Arbeit. Hoffentlich folgt ihr bald die Bearbeitung des Materials über die Tipteren. Was nun insbesondere wünschenswert wäre, ist eine nach derselben exakten Methode ausgearbeitete Untersuchung der turkestanischen Türken, die allerdings vorläufig kaum möglich sein wird.

Massé, Prof. Henri: **Croyances et Coutumes Persanes** suivies de contes et chansons populaires. Tome I (251 S.); Tome II (288 S.). Paris: G. P. Maisonneuve 1938. gr. 8° = Les Littératures Populaires de Toutes les Nations, Nouv. Série T. VI. Bespr. von Wolfgang Lentz, Berlin.

Das Werk bildet einen Grundriß des volkstümlichen Glaubens und Brauchtums der Iranier, dem prosaische und poetische Proben der Volksliteratur angehängt sind. Eine ausführliche Bibliographie hauptsächlich englischer und französischer Arbeiten, vornehmlich Reisewerke, steht am Anfang, Nachträge sowie gedrängte Indizes und ein detailliertes Inhaltsverzeichnis machen den Beschluß.

Der Stoff ist in 18 Kapiteln gruppiert. Zunächst wird der Lebenskreis — Geburt, Heirat, Tod — abgehandelt. Es folgen Vorstellungen über die naturhafte Umwelt: Atmosphäre, Tiere, Pflanzen, Gewässer. Weitere Abschnitte beschäftigen sich mit Astrologie, Weissagung, Traumdeutung, magischen Praktiken, Volksmedizin. Ein Kapitel von übernatürlichen Wesen bildet den Übergang zur Welt der Lokalsagen, bei denen auch Pilgerbräuche besprochen werden. In einer anschließenden Übersicht über Spiele sind bereits kürzere Texte, insbesondere Kinderreime, in Übersetzung, einige auch in Umschrift beigegeben. Die eigentlichen literarischen Partien sind mehr oder weniger vollständige Übersetzungen von zwei unlängst erschienenen Sammlungen iranischer Gelehrter, nämlich der 14 Erzählungen von Kūhī Kirmānī (Teh. 1314) und der Volkslieder von Ṣādiq Hidājat (Teh. 1310).

Auch sonst hat sich der Verf. der Hilfe einheimischer Gewährsleute und besonders iranischer Gelehrter bei der Rettung dieser reichen, heute untergehenden oder schon untergegangenen Volksüberlieferung erfreuen können. Er gibt bei den einzelnen Sachgruppen in der Regel erst den heutigen Befund und Literaturnachweise nur in Einzelheiten, es folgen dann umfangreichere Belege nach den älteren Reisenden. Als nächste Aufgabe für die Weiterarbeit bezeichnet er einleitend eine stärkere Berücksichtigung der ländlichen Volkskunde sowie geographische Fixierung von Einzelheiten. Er selbst hat im wesentlichen in Städten gearbeitet und hätte seine eignen Feststellungen vielleicht hier und da auch genauer lokalisiert vorbringen können. Einheimische Termini sind reichlich beigegeben, nur ein Teil davon ist durch den Sachindex aufgeschlossen. Die Texte werden ohne Akzente mitgeteilt. Möglicherweise erklären sich dadurch irrige Bemerkungen zur Metrik. Während negativ mit Recht auf die Nichtberücksichtigung der Quantität hingewiesen wird, deutet der Verf. positiv die volkstümlichen Verse als silbenzählend. Bei einem Versuch, dieses Prinzip durchzuführen, würde man aber bald in die Enge geraten. In Wirklichkeit handelt es sich um die gleichen Formen, auf die der Berichterstatter mehrfach aus dem Osten des neupersischen Sprachbereichs aufmerksam gemacht hat, teilweise auch um ganz ähnliche Lieder. Sie sind ausnahmslos akzentuierend. Auch die Erzählform einiger der Prosastücke scheint mir als »continuel mélange de prose et de vers« nicht gerade glücklich charakterisiert zu sein. Wir stehen der noch heute lebendigen alten Epik gegenüber, die wir auf indischem Boden als *Ākhyāna*-Literatur zu bezeichnen gewohnt sind.

Derartige Einwände gegen die formale Deutung des Materials vermögen jedoch die Anerkennung und Dankbarkeit für den gewaltigen Stoffreichtum des Werkes nicht zu schmälern. Die Tatsachen werden übersichtlich und mit wohltuender Beschränkung auf das Überlieferte dargestellt. Eine große Zahl von Noten gibt dem Leser die Möglichkeit, Parallelen in der übrigen islamischen Welt nachzugehen. Das ältere Iran wird dagegen nur gelegentlich in anregenden Hinweisen berührt.

Südasien.

Lacombe, Dr. Olivier: **La doctrine morale et métaphysique de Rāmānuja.** Traduction (accompagnée du texte sanskrit) et notes. Paris: Adrien-Maisonneuve 1938. (IX, 255 S., 138 S. Sanskrittext) gr. 8°. Bespr. von H. von Glasenapp, Königsberg/Pr.

Rāmānuja beginnt seinen großen Kommentar zu den Brahma-Sūtren mit einer ausführlichen Einleitung, die, ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildend, das Wesentlichste seiner Lehre zusammenfaßt. Schon Rudolf Otto hat diesen Text aus dem Gesamtwerk herausgehoben und unter dem Titel „Siddhānta des Rāmānuja" deutsch herausgegeben. Der durch seine Arbeit «L'Absolu selon le Védanta» bekannte französische Forscher bietet in dem vor-

liegenden Bande ein französisches Gegenstück. Die Übertragung ist, soweit ich nach Stichproben urteilen kann, genau, klar und elegant. Wertvoll sind die zahlreichen Noten (S. 161—242); man bedauert, daß den einzelnen Anmerkungen nicht die Seitenzahl beigefügt ist, auf die sie sich beziehen, wodurch das Auffinden der einzelnen Stellen bei der Lektüre erleichtert worden wäre. Den Beschluß des Werkes bildet der anastatische Abdruck des übersetzten Textes nach der Ausgabe in den Bombay Sanskrit Series (1914). Dies ist eine sehr nützliche Beigabe, denn durch die Lektüre des Originals mit Zuhilfenahme der Übersetzung wird dem angehenden Indologen in praktischer Weise die Möglichkeit gegeben, sich in die Sprache und den Stil des in philosophischen Werken gebräuchlichen Sanskrit einzulesen. Für den Unterricht und Selbstunterricht im Sanskrit stellt das Buch dadurch ein ebenso wertvolles Hilfsmittel dar wie H. Jacobis „Entwicklung der Gottesidee", in welcher ebenfalls die übersetzten Texte in der Ursprache abgedruckt erscheinen.

Annual Bibliography of Indian Archaeology. Vol. XII for the Year 1937, published with the aid of the Government of Netherlands India, the Imperial Government of India, the Governments of H. E. H. the Nizam of Hyderabad, H. H. the Maharaja of Jammu and Kashmir, H. H. the Maharaja Gaekwar of Baroda, H. H. the Maharaja of Mysore, H. H. the Maharaja of Travancore, H. H. the Nawab of Bhopal, H. H. the Maharaja of Cochin, and the Government of Ceylon. Leyden: E. J. Brill 1939. (X, 136 S., XV Taf.) 4° = Kern Institute Leiden. hfl. 9 —. Bespr. von L. Alsdorf, Münster (Westf.).

Von dem aus der indologischen Forschung längst nicht mehr fortzudenkenden, jedem Indologen unentbehrlichen archäologischen Jahresbericht liegt nun schon der 12. Band vor uns — der letzte, wie wir aus dem Vorwort erfahren, den wir J. Ph. Vogel verdanken; vom nächsten Jahrgang ab soll F. D. K. Bosch an seine Stelle treten. Das Editorial Board hat durch den Eintritt der beiden Leiter der britisch- und niederländisch-indischen Archäologie, Rao Bahadur K. N. Dikshit und W. F. Stutterheim, eine wertvolle Bereicherung erfahren. Finanziell ruht auch der neue Band wesentlich auf den Schultern indischer Fürsten, unter denen zum ersten Male der Maharaja von Mysore erscheint. Doch ist der Widerhall des Appells an Indiens Fürsten immer noch nicht lebhaft genug, um dem Unternehmen aus allen finanziellen Schwierigkeiten zu helfen; bedauert wird insbesondere, daß in der Liste der Förderer kein Staat Rajputanas vertreten ist.

Die Zahl der in der Bibliographie verzeichneten Nummern, schon seit 1935 allmählich zurückgegangen (1934: 847, 1935: 832, 1936: 807), ist für 1937 auf 697 gesunken; der Gesamtumfang des Bandes ist trotzdem sogar noch einige Seiten größer als der von Band XI. Die Nummern verteilen sich wie folgt: General 35; India: Archaeology and Art History 102, Architecture and Sculpture 46, Painting 25, Iconography 19, Palaeography 11, Epigraphy 72, Chronology 16, Ancient History 72, Ancient Geography 21, Numismatics 19; Ceylon 26; Further India 61; Indonesia 47; Adjoining Territories: Iran, Mesopotamia, Turan, Tibet, and Afghanistan 74, Far East (China, Japan, Korea) 51.

Die Aufsätze der „Introduction" (S. 1—53) eröffnet ein Artikel von M. S. Vats über Harappa, der, obwohl meist schon Bekanntes bietend, als Abschlagszahlung auf die in Druck befindliche große Harappa-Monographie des Verf. sehr willkommen ist — nicht zuletzt auch wegen der drei zugehörigen Tafeln. Das bekannte große Gebäude, von Mackay („Die Induskultur" S. 44) nur vermutend als „riesiges Lagerhaus" bezeichnet, wird mit voller Zuversicht "The Great Granary" genannt — es müsse zur Aufstapelung der in natura entrichteten Steuern gedient haben. Als Anzeichen dafür, daß Harappa älter sei als die in Mohenjo Daro ausgegrabenen Schichten, gelten Vats die in Harappa massenhaft gefundenen, in Mohenjo Daro fehlenden "miniature seals". — Es folgen der wiederum von R. Burn erstattete numismatische Bericht und auf ihn — als neue Einrichtung — die "Archaeological News in Notes". Ihre beiden ersten Abteilungen "Explorations and Discoveries" und "Museums" bieten kurze, meist aus Zeitungen geschöpfte Nachrichten, die Abteilung "Forthcoming Publications" soll Autoren Gelegenheit zur Vorankündigung geplanter oder in Druck befindlicher Werke geben. Für Nekrologe dagegen ist, wie das Vorwort hervorhebt, diese neue, die Nützlichkeit der Jahresberichte zweifellos noch erhöhende Rubrik nicht bestimmt. — Über Vorderindien folgen nun nur noch kurze Berichte von der archäologischen Arbeit in verschiedenen Fürstenstaaten (Hyderabad, Kashmir, Baroda, Bhopal, Travancore). Unter ihnen ist von überragendem Interesse Mohammad Hamids Bericht über die Ausgrabung eines neuen, am Wege von Stūpa 1 nach Stūpa 2 gelegenen Klosters in Sanchi, das nach Ausweis der Bauweise und der verwandten Ziegel der Maurya-Zeit zugeschrieben wird[1]. Leider

---

1) Bei der Unterschrift unter Tafel VIIa ist anscheinend ein Versehen unterlaufen, da die Aufnahme

hat sich keine Inschrift gefunden, die Hamids Gleichsetzung dieses Baues mit dem aus Mahāvaṃsa XIII 6—11 bekannten Kloster sicherte, in dem Mahinda seine Mutter Devī besucht haben soll. Da alle andern in Sanchi bisher ausgegrabenen Klöster dem — meist späten — Mittelalter angehören, ist die Aufdeckung dieser alten Anlage auf jeden Fall hochbedeutsam. — Vogel selbst berichtet sodann über die Ausgrabungen der französischen Afghanistan-Mission in Begram (dem alten Kāpiśī) und Fondukistan. Als bemerkenswerteste Funde lieferte die erste dieser Stätten mehrere Hundert Elfenbeintäfelchen, die einst Schmuckkästchen zierten und angesichts der außerordentlichen Seltenheit antiker indischer Elfenbeinschnitzereien besonders willkommen sind. Sie zeigen "close affinities with the art of Central India [Sanchi] and Mathurā". Die Malereien und Stuckfiguren von Fondukistan dagegen "represent a late stage of Buddhist art (7th century A. D.) characterized by a decline of Iranian influence and by a vigorous action of influence from India. On the other hand, the art of Fondukistan in its style and technique (clay modelling with the addition of chopped straw, hair, wool, etc.) is closely related to the painting and sculpture of Serindia of wich in all probability it marks the southern limit." — Ein Aufsatz von S. Paranavitana behandelt "The Grafitti of Sigiriya", d. h. nach Hunderten zählende versifizierte singhalesische Besucherinschriften aus dem 6.—10. Jahrh. auf der Schutzmauer der Galerie; sie sind nicht nur als älteste singhalesische Verse sprachlich und paläographisch wichtig, sondern zeigen u. a. auch, daß die berühmten Fresken nur ein kleiner Rest einst weit umfangreicherer Gemälde sind. — "Further India" ist mit zwei Aufsätzen vertreten: H. G. Quaritch Wales berichtet von der erstmaligen — und erfolgreichen — Einbeziehung Malayas in die archäologische Forschung durch Ausgrabungen in den Staaten Kedah und Perak (geplant sind noch solche in Johore); in dem Artikel "Excavations at the Bayon of Angkor Thom" handelt G. Coedès von Baugeschichte und Symbolik dieses Tempels. — Den Beschluß macht ein Bericht von B. Kempers über "Archaeological Work in Netherlands India".

das Kloster offensichtlich von Osten gesehen (mit Blick ins Tal), nicht "from West" (wo im Hintergrunde die Terrasse mit dem Großen Stūpa erscheinen müßte) darstellt. Die primitivste Grundrißskizze im Text würde das Verständnis der Baubeschreibung sehr erleichtert haben; dies gilt auch von Vats' Beschreibung des "Great Granary" von Harappa.

Ostasien.

Filchner, Wilhelm: **Bismillah! Vom Huang-ho zum Indus.** Leipzig: F. A. Brockhaus 1938. (347 S., 114 Abb. 1 Kte.) gr. 8°. RM 6.50; geb. RM 8 —. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Das Buch berichtet in einfacher, klarer Schilderung über die vierte Innerasienreise Wilhelm Filchner's, die er in den Jahren 1934—1938 unternommen hat. Der Zweck dieser Expeditionsfahrt war derselbe wie derjenige der vorhergehenden Reise (Jan. 1926 bis Frühjahr 1928), nämlich die erdmagnetische Vermessung. Die sollte für die hier in Rede stehende Strecke Lantchou—Chotan eine Meßsehne (von Stationen) ergeben, die dann an die magnetischen Vermessungspunkte Michail' Vasil'evič Pěvcov's[1] angeschlossen und bis Leh in Ladakh (Westtibet) verlängert werden sollte. Zwar gelang die Errichtung von etwa 360 Stationen, aber die ursprünglich auf zwei Jahre geplante Reise dauerte annähernd noch einmal so lange. Das hing selbstverständlich an den unvorhergesehenen Zwischenfällen und Verwirrungen, die sich, wie der Herr Verf. selbst sagt, bei dieser Unternehmung besonders häuften. Einmal ergaben sich schon Schwierigkeiten dadurch, daß der Verf. nur mit einem Dolmetscher, dem Steyler Missionar Gervasius, und ganz wenig Dienstpersonal reisen konnte; andererseits lag es aber an den unsicheren Zuständen, die in den zu betretenden Gebieten herrschten. Das fing in China, dem Ausgangspunkt der Unternehmung, an (verlief jedoch hier, d. h. von Schanghai bis Lantchou, etwas günstiger, weil Filchner dabei bestimmte Vermessungsarbeiten für die chinesische Regierung übernommen hatte) und war in Turkistan, am Endziel der Reise, am schlimmsten. Schon Peter Fleming und Ella Kini Maillart, die kurze Zeit vorher von Sining aus fast die gleiche Strecke gereist waren, erzählen in ihren Berichten von den Unsicherheiten, die der Dunganenaufstand[2] in Turkistan veranlaßte. Es sind natürlich diese Erlebnisse und nicht die wissenschaftlichen Ergebnisse der Reise, welche der Herr Verf. in den 20 Kapiteln seines Werkes, zum Teil in Form von Tagebuchnotizen, schildert und mittels sehr guter Bilder wesentlich belebt. Durch das Register und die beigegebene Kartenskizze wird das Werk für ein tieferes Eindringen um so brauchbarer.

Bapat, Prof. P. V.: **Vimuttimagga and Visuddhimagga.** A comparative study. Poona: Selbstverlag 1937. (LIX, 171 S., 1 Bildnis.) gr. 8°. Bespr. von F. Weller, Leipzig.

Die vorliegende Arbeit untersucht die Beziehungen, welche zwischen Buddhaghosas Visuddhimagga und Upatissas Vimuttimagga bestehen. Dies Werk ist uns als Ganzes bisher nur aus der chinesischen Übersetzung bekannt, sie ist im Taishō-Tripiṭaka, Band 32, S. 399ff. abgedruckt. Über ein Stück einer zugehörigen tibetischen Übersetzung hat Bapat im Proceeding-Vol. of the 7th All-India Oriental Conference, Baroda 1933, S. 131ff. gehandelt. In seiner neuen Untersuchung bietet der Verf. eine

1) Trudy Tibetskoj ekspedidii 1889—1890 gg. (St. Pétersbourg).

2) Aber auch Hedin teilt vieles darüber mit. Vgl. sein Buch: „Die Flucht des großen Pferdes".

vergleichende Konkordanz der Inhalte des Vimuttimagga und des Visuddhimagga. Dabei werden die technischen Ausdrücke der chinesischen Wiedergabe auf ihr Pāli-Gegenstück zurückgeführt, die erläuternden Ausführungen im Vimuttimagga zusammengefaßt wiedergegeben und neben dem Verweise auf die entsprechende Stelle in Buddhaghosas Werk und andere Pāli-Quellen werden auch die Unterschiede zwischen beiden Werken herausgestellt.

Welche Mühe und Arbeit in dieser einfachen Konkordanz steckt, kann nur der ermessen, der selbst diesen Philologiedornpfad gegangen ist. Es wird sich mit unseren heutigen Möglichkeiten nicht immer abschließend ausmachen lassen, ob ein gewähltes Pāli-Äquivalent auch gerade so in der indischen Handschrift gestanden hat, aus der ins Chinesische übersetzt wurde, ob, ein Beispiel anzuführen, 安義 *paṭitthiaṭṭha* oder *paṭiṭṭhānaṭṭha* (Visuddhimagga i, S. 8, Z. 20) wiedergibt, das ist, wie ich glaube, alles verhältnismäßig belanglos gegenüber der Aufgabe, diese nicht eben leichten chinesischen Übersetzungen einmal aufzuschließen. Dies aber wird, soviel ich sehe, durch die vorliegende Konkordanz erreicht. Das einzige, was Mitarbeiter auf diesem Gebiete bedauern werden, ist, daß es dem Verf. durch drucktechnische Schwierigkeiten nicht möglich gewesen ist, einen Index der identifizierten Ausdrücke in Chinesisch und Pāli zu geben, denn die technischen Ausdrücke der chinesischen Übersetzung sind keineswegs immer landläufiges Gut. Vielleicht bietet sich dem Verf. doch noch Gelegenheit, sein Wörterbuch zu dem Texte, das er sicher besitzt, zugänglich zu machen, mag dies auch in gewissem Ausmaße vorläufig sein.

Kann auch keine solche Konkordanz den Text ersetzen, weil sie für die philologische Forschung doch eben nur ein Abbild des Textes bieten kann, so glaube ich doch sagen zu dürfen, daß die Inhaltsangabe zunächst einmal hinreichend über die Inhalte des Vimuttimagga unterrichtet, um Vimuttimagga und Visuddhimagga im großen zu vergleichen.

Was sich dem Verf. aus diesem Vergleiche ergibt, hat er in der Einleitung zusammengestellt. Upatissas Werk mag darnach den ersten zwei Jahrhunderten nach der Zeitwende angehören und, nach den zahlreichen Zitaten aus Pāli-Quellen zu urteilen, in Pāli, jedenfalls in einer indischen Volkssprache, nicht in Sanskrit abgefaßt gewesen sein. Auf dem Festlande abgefaßt gehörte Upatissas Werk einer anderen Schule buddhistischer Lehrmeinungen an als Buddhaghosas Visuddhimagga. Der Quellenbefund spricht dafür, daß Buddhaghosa sein Werk im Hinblick auf den Vimuttimagga verfaßte und dessen Lehren teilweise bekämpfte. Nachrichten, welche in Dhammapālas Kommentare zum Visuddhimagga enthalten sind, lassen darauf schließen, daß der Vimuttimagga Lehrmeinungen vertrat, die im Abhayagiri-Kloster auf Ceylon galten.

Diese Ergebnisse sind sehr zurückhaltend vorgetragen, abschließend zu urteilen wird erst möglich sein, wenn eine vollständige Übersetzung des Vimuttimagga vorliegt. Inzwischen aber ist Bapats Arbeit zur ersten Orientierung auf einem neuen Gebiete herzlich willkommen.

Leider ist das System, mit dem sich Bapat in seinem Buche auf die Quellen bezieht, praktisch etwas schwierig zu benützen. Für den chinesischen Text verweist er teilweise auf eine Ausgabe, die immer schwer zugänglich bleiben wird, es ist schade, daß die angezogenen Stellen nicht durchgehends nach der Taishō-Ausgabe angegeben worden sind, die doch allgemein am ehesten zur Verfügung steht. So ist es sehr zeitraubend und schwierig, einzelne Stellen, die man gerne im chinesischen Texte nachschlagen möchte, zu finden. Leider wird auch für Buddhaghosas Visuddhimagga auf eine Ausgabe des Textes verwiesen, die nur im Manuskripte vorliegt und erst noch in der Harvard Oriental Series erscheinen soll. Hier ermöglicht es aber immerhin die Konkordanz im Anhang B, die Stelle in der zugänglichen Ausgabe der Pali Text Society zu finden.

In Appendix A stellt Bapat zusammen, wie nach dem Vimuttimagga der Fötus des Menschen sich von der 1. bis zur 29. Woche entwickelt, weiter gibt er eine Liste der Würmer, die sich nach dem Vimuttimagga im Menschen befinden, und des Ortes, wo sie sich aufhalten. Die Namenliste ist leider ziemlich unbrauchbar, da aus drucktechnischen Schwierigkeiten keine chinesischen Zeichen geboten werden, Bapat außerdem eine eigene Umschrift chinesischer Zeichen verwendet, von der man nur erfährt, daß sie im Anschlusse an die Umschrift des Sanskritalphabetes durchgeführt wurde. So wünschenswert es für buddhologische Arbeiten auch sein mag, die Umschriften des Chinesischen und Indischen einander anzugleichen, und so belanglos es an und für sich ist, ob zu den vielen Arten, das Chinesische zu umschreiben, noch eine dazukommt, beschwert dies Verfahren doch leider die Sachlage mehr, als es sie erleichtert. Abgeschlossen wird dieser Anhang A durch ein Verzeichnis von Parallelstellen zwischen Vimuttimagga und Petakopadesa. Ein nicht immer ganz vollständiger Index der Pāli-Wörter schließt das Buch ab.

Hoffentlich wird es Bapat möglich, uns noch eine Übersetzung des ganzen Vimuttimagga vorzulegen.

Lu K'an-Ju, Litt.-D., and **Feng Shu-Lan**, Litt.-D.: **Southern Drama during Yuan Dynasty.** Peiping: Publ. by the Harvard-Yenching Institute, Yenching University [o. J.]. (182 S.) gr. 8° = Yenching Journ. of Chin. Stud., Monogr.-Ser. No. 13. Bespr. von W. Eberhard, Ankara.

Dieses Buch verarbeitet im wesentlichen das Material, das im Chiu-kung cheng-shih enthalten ist, einem Buch, das erst in neuester Zeit wieder entdeckt ist, und das Bruchstücke von mehr als 100 Dramen der Süd-Richtung enthält. Als Verf. des Chiu-kung cheng-shih ist Niu Shao-ya (1564—1667 ?) anzusehen, mit ihm gearbeitet hat Hsü Ying-ch'ing (gest. 1636). Die Lebensgeschichte dieser beiden wird dargestellt, die Bedeutung des Buches wird diskutiert, und dann werden zunächst im ersten Hauptteil des Buches die Bruchstücke von 72 bisher überhaupt unbekannten Dramen gegeben. Da es sich oft nur um Bruchstücke von wenigen Zeilen, ja manchmal nur von einzelnen Worten handelt, ist es für die Verff. eine schwere Aufgabe gewesen, aus dem verschiedenartigsten anderen Quellenmaterial wenigstens im großen Umriß den Inhalt des Dramas zu rekonstruieren, eine Arbeit, die oft geglückt scheint. Im zweiten Teil werden Bruchstücke von 43 weiteren Dramen gegeben, die schon durch die Arbeiten von Ch'ien Nan-yang (Yenching Monograph Nr. 9) oder von Chao Ching-shen (Sung-Yüan hsi-wen pen-shih, erschienen 1934) bekannt geworden waren, zu denen aber jetzt neue Bruchstücke gekommen sind. Manche Dramen erfahren dadurch eine wertvolle Ergänzung. Die Arbeit bereichert unsere Kenntnisse vom südlichen Drama, das vor wenigen Jahren überhaupt noch unbekannt war, außerordentlich.

Feddersen, Martin: **Chinesisches Kunstgewerbe.** Berlin: Klinkhardt & Biermann [1939]. (247 S., 207 Abb., 8 Taf.) gr. 8° = Bücherei d. Kunstsammlers, Bd. 1. RM 12 —. Bespr. von W. Speiser, Köln.

Das Buch von Feddersen kann man um so mehr aufrichtig begrüßen, als es einem wirklichen Bedürfnis entspricht, dem ein anderes ähnliches Werk bisher nicht zur Verfügung stand. Man darf die Schwierigkeit, eine zusammenfassende Übersicht über alle Fächer des chinesischen kunstgewerblichen Schaffens zu geben, nicht gering anschlagen. Zu der Überfülle des Stoffes, bei dem sich bekanntes und unbekanntes, sicheres und gefälschtes Material stark mischt, ist die erst in den letzten Jahren lebhafter in Angriff genommene Forschung getreten, die für manche Gattung altgewohnte Vorstellungen berichtigt, freilich auch viele neue Probleme aufgeworfen hat. Noch ist alles im Fluß; man denke nur an Karlgren's Untersuchungen über die alten Bronzen und an die mannigfaltigen Ausgrabungen, die zwar eben erst begonnen haben, aber doch schon viele neuartige und überraschende Ergebnisse gezeitigt haben. F. hat davon nun mit Umsicht alles Wissenswerte zusammengestellt unter dem besonderen Gesichtspunkt der praktischen Brauchbarkeit. Sein Buch ist vor allem für Sammler gedacht, die eine Übersicht über das gesicherte Wissen auf ihren einzelnen Sammlungsgebieten brauchen, um ihre Stücke bestimmen und selbständig einordnen zu können. Sorgfältig ist die neueste Literatur verwertet worden; eine allgemeine historische Einleitung sowie zahlreiche und meist treffend gewählte Abbildungen unterstützen die Anschauung. Die Einteilung des Materials folgt, dem praktischen Zweck des Buches entsprechend, der nach Stoffen. Zuerst wird mit Recht die Keramik behandelt, und hier zeigt sich F. am meisten als umsichtiger und zuverlässiger Fachmann, vor allem auch in der Berücksichtigung der technischen Dinge, die nirgends sonst so knapp und klar zur Sprache gekommen sind. Das schwächste Kapitel des Buches ist das zweite über die Metallarbeiten, besonders die Bronzen. Zwar stellt es heute bereits eine hochspezialisierte Sonderaufgabe dar, dieses Gebiet zu beherrschen, es hätte aber doch auch hier zum Ausdruck gebracht werden müssen, daß die Datierungsmöglichkeiten, teils an Hand zahlreicher wirklich datierter Stücke, teils an Hand der sehr charakteristischen Ornamentik viel weitergehend sind, als es nach den einfachen Formkategorien, auf die sich F. im wesentlichen beschränkt, den Anschein hat. Was er dann weiter über die Arbeiten aus Jade, Lack, Glas, Textilien u. a. bringt, genügt vollauf als kurze, zuverlässige Zusammenfassung. Ein kurzer ikonographischer Anhang wird manchem angenehm sein, besonders aber die ausführliche Bibliographie, die kein wichtiges Werk vermissen läßt, jedem Suchenden schnell weiterhelfen. Das ganze ist eine wohlgelungene Arbeit, die handlich und praktisch dem Sammler und Liebhaber das nötige Rüstzeug vermittelt und dem Fachmann eine willkommene Zusammenfassung des Standes unserer Kenntnisse vermittelt.

Afrikanistik.

Krämer, Walter: **Die koloniale Entwicklung des Anglo-Ägyptischen Sudans.** Berlin: Junker &

Dünnhaupt 1938. (VIII, 238 S., 2 Karten) gr. 8° = Neue Dt Forschgn., Abt. Kolonialwissenschaft, Band 1. RM 10.50. Bespr. von E. Pritsch, Berlin-Schlachtensee.

Wie der Verf. im Vorwort mitteilt, ist seine Arbeit im Kolonialgeographischen Institut der Universität Leipzig entstanden und ein Glied in einer Reihe von Monographien, die den gesamten Kolonisationsvorgang in den einzelnen Teilen Afrikas an typischen Beispielen aufzeigen wollen. Den angloägyptischen Sudan hat der Verf. als Gegenstand seiner Arbeit gewählt, weil er eines der eigenartigsten Gebilde auf afrikanischem Boden ist. In seinem nördlichen Teile von alters her das Ziel ägyptischer Ausdehnungspolitik, aber erst durch die Kolonisation zu einer Einheit zusammengefaßt, weist dieses Gebiet regional starke Gegensätze auf: der Norden im wesentlichen Wüstengebiet, die Heimat hamitischer oder arabisierter Nomaden, religiös und kulturell islamisch — der Süden regenreich und von Sumpfflüssen durchzogen, bewohnt von Hackbau treibenden und viehzüchtenden Negerstämmen, heidnisch und von primitiver Kultur. In der Zeit der ägyptisch-türkischen Kolonisation, die lediglich durch händlerische Gesichtspunkte bestimmt war, schonungslos ausgebeutet und vor allem durch den Sklavenhandel entvölkert, durch den Mahdiaufstand und die ihm folgenden Wirren vollends an den Rand des Abgrunds gebracht, begann das Land sich erst zu erholen, als im Jahre 1898 die neue englisch-ägyptische Kolonisation einsetzte, die vor allem die wirtschaftliche Entwicklung des Sudans erstrebt. Eigenartig ist die Rechtsstellung des Sudans als Kondominatsgebiet zweier Kolonialmächte. Sie ist namentlich auch deshalb problematisch, weil zwischen beiden Mächten gewisse Interessengegensätze bestehen. Auch sonst hat die englische Sudanpolitik ihre Probleme: innenpolitisch spielt hier namentlich die Frage des local self-government eine Rolle, wirtschaftlich hat die von England mit einer gewissen Einseitigkeit betriebene Förderung des Baumwollanbaus besonders schwere Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise im Sudan gezeitigt.

Der Verf. behandelt zunächst in zwei Abschnitten die natürlichen Verhältnisse (S. 13—37) und die Bevölkerung (S. 37—55) des angloägyptischen Sudans und stellt sodann in vier Abschnitten die geschichtliche Entwicklung dar, und zwar die vorkoloniale Periode (S. 56—61), die ägyptisch-türkische Kolonisation (S. 61—81), den Aufstand und das Reich des Mahdi (S. 81—100) und die englisch-ägyptische Kolonisation (S. 100—227). Der letzte Abschnitt, der unter ausgiebiger Verwertung namentlich britischer Quellen eine eingehende Analyse der gesamten englischen Sudanpolitik bringt, bildet das Kernstück der Arbeit und gibt einen ausgezeichneten Einblick in die vielfachen Probleme, vor denen die beiden Kolonialmächte stehen, und deren Lösungsversuche. Hier ergeben sich mancherlei interessante Aufschlüsse. Beachtenswert ist z. B., daß England im Interesse der Befriedung des nördlichen Sudans die islamische Orthodoxie nicht nur gegen Sektenbildung, sondern auch gegen die christliche Mission unterstützt (S. 119). Ein Versehen findet sich in der Fußnote auf S. 82: Die Vorstellung vom Mahdi ist nicht „auf die Sunnis beschränkt", sondern spielt gerade im schiitischen Islam eine besondere Rolle.

Hill, R. L.: A Bibliography of the Anglo-Egyptian Sudan from the earliest Times to 1937. London: Oxford Univ. Press 1939. (XII, 213 S.) gr. 8°. 20 s. Angez. von W. Björkman, Finkenkrug.

Diese Bibliographie des ägyptischen Sudan bringt die Titel so kurz wie möglich, ohne Seitenzahlen und ohne Besprechungen, denn "bibliographical niceties are ignored", heißt es im Vorwort. Leider sind auch die orders und instructions des Sudan Government weggeblieben, sie sind zwar nur "for internal use" gedacht, enthalten aber manches wertvolle Material, das nicht nur den Wissenschaftler interessieren würde. Auch handschriftliche Quellen sind aus Gründen des Raumes fortgelassen.

Die sachliche Einteilung ist zweckmäßig, alles ist leicht wiederzufinden, zumal mit Hilfe des Index. Besonders reich sind die Abschnitte über die Sprachen und über die Anthropologie, auch über Fashoda ist eine Menge Material da, über den Weltkrieg weniger, aber sogar etwas über den Flug des deutschen Luftschiffs L 59 bis in die Nähe von Khartum. Innerhalb der einzelnen Abteilungen ist das Material nicht alphabetisch sondern zeitlich geordnet. Der deutsche Anteil, der in den Tagen von Nachtigal, Rohlfs, Schweinfurth u. a. stark war, hat in neuerer Zeit immer mehr abgenommen. Der Herausgeber hat die Encyclopaedia Britannica und Encyclopedia Italiana und sogar Meyers Konversations-Lexikon verzettelt, nicht aber die Enzyklopädie des Islam! Auch arabische Titel kommen vor, und sind erfreulich fehlerfrei gesetzt. Das Ganze ist eine nützliche Zusammenstellung z. T. entlegenen oder gar unbekannten Materials.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

The Indian Historical Quarterly 13 1937:

2 199—217 A. Banerji-Sastri, Śakas and Kuṣaṇas in the I and II centuries. — 218—29 J. Przyluski, The Horse Balaha and the Indian Kings (*bālāha*, von der austro-asiatischen Wurzel *bal, bar* „Haar" abgeleitet, ist als Name des himmlischen Rosses unter die Königstitel eingedrungen; vgl. Vallabha, Pallava, Balharā usw.). — 230—43 Azis Ahmad, Sultan Shamsud-Din Iltutmish (Fortsetzung von XII, S. 117). — 244—54 Sant Lall Katare, The Beginnings of the Cālukyas of Kalyāṇi. — 255—60 V. R. Ramachandra Dikshitar, Religious Toleration of Vijayanagara Rulers. — 261—78 A. K. Coomaraswamy, Janaka and Yājñavalkya. — 279—88 L. V. Ramaswami Aiyar, A South Indian (Malayālam) Evaluation of Sanskrit *t*, (*d*) and *ṭ* (*ḍ*). — 298—301 Mohd. Yasin, Ranjit Singh's diplomatic Relations (with special Reference to Sindh). — 302—22 Sri Ram Sharma, Akbar's Religious Policy. — 323—8 Kunja Govinda Goswami, Religious Toleration in the Gupta Period. — 329—62 Miscellany: 329—49 Paul Thieme and K. Caṭṭopādhyāya, Pāṇini and the Rkprātiśākhya (Polemik gegen Batakrishna Ghosh, vgl. X, S. 665ff.). — 350—7 K. Rama Pisharoti, Mānasāra on Nāgarādivibheda (Emendationen zu den Definitionen der architektonischen Stile im M.). — 358—60 Pramode Lal Paul, Relation between the Pālas and Senas. — 361—2 H. C. Seth, Śaśigupta and Candragupta. — 363—75 Reviews: *Indubhusan Banerjee, Evolution of the Khalsa, Vol. I. The Foundation of the Sikh Panth (B. M. Barua). — *K. G. Sesha Aiyar, Cera Kings of the Śangam Period (U. N. Ghoshal). — *A. N. Upadhye, Pravacanasāra of Srī Kundakundācārya (P. C. Bagchi). — *Raghu Vira, The Virāṭa-Parvan (S. K. De). — 376—88 Select Contents of Oriental Journals. — Supplement: T. R. Chintamani, Ed. Brahmasūtrabhāṣyārthasaṃgraha, 1—10, nach Manuskript 3788 Government Oriental Mss. Library, Madras.

3 389—99 Amelja Hertz, The Origin of the Proto-Indian and the Brāhmī Scripts (hält aus allgemeinen Erwägungen Herkunft der Brāhmī von einem semitischen Alphabet für wahrscheinlicher als von der „proto-indischen" Schrift). — 400—17 H. C. Seth, Central Asiatic Provinces of the Maurya Empire. — 418—31 Binayak Misra, Maurya Candragupta and Mayurbhanj Rulers (veröffentlicht 2 neue Urkunden auf Kupferplatten von Mayurbhanj; 3 Tafeln). — 432—47 Anilchandra Banerjee, The Islāmic Kingship in India. — 448—81 Śri Ram Sharma, Akbar's Religious Policy (Fortsetzung von S. 322). — 482—7 D. C. Ganguly, The Early History of the Kalacuris of Cedi. — 488—97 K. S. Ramaswami Sastri, Date of Pārthasārathimiśra and Sequence of his Works. — 498—528 Miscellany: 498—502 E. J. Thomas, Spontaneous Nasalization. — 503—5 D. C. Ganguly, A Note on the Barah Copperplate of Bhoja. — 506—13 A. Venkatasubbiah, The Cāṇakya-nītiśāstra and the Tantri. — 514—20 P. M. Modi, Problem of the 'tad uktam' Sūtras in the Brahmasūtras. — 521—6 Krishnadeva Upadhyaya, On the Economic Geography of Kālidāsa. — 527—8 M. M. Patkar, The Date of Kṛtyaratnākara, a rare work on Dharmaśāstra by Mudākarasūri. — 529—38 Reviews: *Bimala Churn Law, The Buddhist Conception of Spirits (A. Berriedale Keith). — *Ranjit Sing Satyasraya, The Origin of the Chālukyas (D. C. Ganguly). — *Paul Thieme, Pānini and the Veda (Manomohan Ghosh). — *Ambica Prasad Vajpeyi, Persian Influence on Hindi (Manomohan Ghosh). — *K. B. Dongray, In Touch with Ujjain (N. Dūtt). — *Mohan Singh, Gorakhnāth and Mediæval Hindu Mysticism (Manomohan Ghosh). — 539—47 Select Contents of Oriental Journals. — 548 Bibliographical Notes. — Supplement: Luciano Petech, A Study of the Chronicles of Ladakh (1—38).

4 549—80 Nalinaksha Dutt, Doctrines of the Mahāsaṅghika School of Buddhism (Auf Grund der von Masuda aus dem Chinesischen übersetzten Abhandlung Vasumitras und des Kathāvatthu). — 581—8 Jogendra Chandra Ghosh, Gauḍeśvarācārya Jñānottama. — 589—99 Himansu Bhusan Sarkar, The Cultural Contact between Java and Bengal. — 600—9 Binayak Misra, Folklore and Paurāṇic Tradition about the Origin of God Jagannātha. — 610—6 Abindra Nath Bose, Gāmabhojaka in the Buddhist Birth-stories. — 617—23 Kalikinkar Datta, 'Alīvardī as Deputy Governor of Bihar. — 624—8 Anukul Chandra Banerjee, Buddhist Ecclesiastical Punishments (zusammengestellt nach dem Pātimokkha). — 629—40 Krishna Kumar, A Cause of the Downfall of Ancient India (Eigensucht und Verrat seitens der Fürsten). — 641—53 H. C. Seth, Vrsala, the Greek Kingly Title of Candragupta Maurya. — 654—67 B. N. Krishnamurti Sarma, Post-Vyāsarāya Commentators (über 5 Kommentatoren des 16.—17. Jahrh. und ihre Werke). — 668—89 A. Venkatasubbiah, On the titles Pañcatantra and Tantrākhyāyikā. — 690—6 Kalipada Mitra, Maniyar Maṭh and Snake-cult. — 697—723 Miscellany: 697—703 H. Herras, A supposed Sumero-Babylonian inscription discovered at Mohenjo-Daro (gegen Fábris Lesung, Indian Culture, 1937; neue Deutung aus dem Dravidischen). — 703—4 H. V. Trivedi, On the Washing Away of Dvārāvatī. — 705—13 S. K. Banerji, Buland Darwāza of Fatehpūr Sikrī. — 713—6 Sushil K. Bose, A new type of h in the Magadhan Gupta Alphabet. — 717—9 C. Minakshi, The Khaṭvāṅga of the Pallavas. — 720 P. V. Bapat, Dhammapāla and the Bhagavadgītā. — 721—3 U. N. Ghosal, Ninth All-India Oriental Conference, Trivandrum. — 724—35 Reviews: *Prabodh Chandra Bagchi, Deux Lexiques Sanskrit-Chinois (Batakrishna Ghosh). — *Nalini Kanta Brahma, A Review of Philosophy of Hindu Sādhanā (S. Mookerjee). — *Ibn Hasan, The Central Structure of the Mughal Empire (Sri Ram Sharma). — *Pratapgiri Ramamurti, The Problem of the Indian Polity (U. N. Ghoshal). — *Kunja Govinda Goswami, Prāgaitihasika Mohenjo-Daro (R. N. Sarkar). — 736—48 Select Contents of Oriental Journals.

14 1938:

1 1—56 Ananda K. Coomaraswamy, Symbolism of the Dome („Wir behaupten, daß dem Mann, welcher zum Dach seines Hauses oder Tempels hinauf schauen konnte und sagen: ‚Da hängt die himmlische Sonne' oder auf seinen Herd hinunter und sagen: ‚Da ist der Nabel der Erde', nicht nur sein Haus oder Tempel dienlicher und wirklich schöner waren, sondern daß sie auch in jeder Beziehung solchen Heimstätten, wie sie die Würde des Menschen verlangt, besser entsprechen, als unsere eigenen ‚Wohnmaschinen'"). — 57—73 S. Rangachar, On the Immediate Source of the Kathāsaritsāgara. — 74—95 S. H. Askari, Raja Ramnarain (Politiker aus Bihar; 18. Jahrh.). — 96—100 Dines

Chandra Sircar, Vāmadeva the Śaiva Saint. — 101—9 Jitendra Nath Banerjea, Some Folk Goddesses of Ancient and Mediæval India. — 110—3 Nalinaksha Dutt, Doctrines of the Mahāsaṅghika School of Buddhism (Fortsetzung von XIII, S. 580). — 114—20 Ders., Doctrines of the Sarvāstivāda School of Buddhism. — 121—36 L. Renou, Adverbs in — tarám, tarâm. — 137—81 Miscellany: 137—52 Sten Konow, Dr. Banerji on Śakas and Kuṣāṇas (vgl. XIII, S. 199ff.). — 153—7 M. M. Patkar, Yāvanaparipāṭī-Anukrama or Patrapraśasti (Werk des 18. Jahrh., enthält Anweisungen über die Abfassung von Briefen und Befehlen). — 158—66 B. M. Barua, Minor Old Brāhmī Inscriptions in the Udayagiri and Khaṇḍagiri Caves. — 167—81 A. B. M. Habibullah, Medieval Indo-Persian Literature relating to Hindu Science and Philosophy, 1000—1800 A. D. (Bibliographie von 136 Werken). — 182—5 Reviews: *Bimala Churn Law, Concepts of Buddhism (A. Berriedale Keith). — *Swami Sadananda, Bṛhattara Bhārater Pūjā Pārvan (Kalidas Nag). — *H. L. Srivastava, A Guide to Fatehpur Sikri (A. B. M. Habibullah). — 186—93 Select Contents of Oriental Journals. — 194—9 Bibliographical Notes.

2 [Winternitz Memorial Volume pt. I] I Rabindranath Tagore, Foreword. — III—VIII Narendra Nath Law, The late Professor Winternitz. — IX—XXI W. Gampert, Moritz Winternitz. — 201—23 A. Berriedale Keith, The Relation of Hittite, Tocharian and Indo-European (eine gemeinsame Entwicklung des Hettitischen und Tocharischen ist nicht glaubhaft; das Tocharische läßt sich nicht mit Sicherheit einer bestimmten Gruppe des Indogermanischen zuordnen). — 224—44 P. V. Kane, Naming a Child or a Person (vergleicht die Regeln der Gṛhyasūtras mit dem Brauch, der sich aus der vedischen Literatur ergibt). — 245—55 H. Heras, The Vēlāḷas in Mohenjo Daro (der Name der südindischen Kaste wird nach der Methode des Verf. in den Inschriften aus Mohenjo Daro wiedergefunden). — 256—60 S. K. De, Candra-Gomin. — 261—6 M. Hirayanna, Vyādi and Vājapyāyana (über zwei Grammatiker aus der Zeit vor Kātyāyana). — 267—74 Jean Przyluski, From the Great Goddess to Kāla. — 275—9 Chintaharan Chakravarti, Sanskrit Works on the Game of Chess. — 280—92 S. S. Suryanarayana Sastri, Omniscience. — 293—308 Jitendra Nath Banerjea, Indian Elements in the Coin Devices of the early foreign Rulers of India (mit 1 Taf.). — 309—13 C. A. F. Rhys Davids, Going Far or Going Beyond? (*pāragā, pāragū*). — 314—23 E. H. Johnston, Nāgārjuna's List of Kuśaladharmas. — 324—6 Sukumar Sen, Indo Arica (über einige Affixe des Sanskrit und Wortableitungen). — 327—30 E. J. Thomas, Mohenjo-Daro and the Aryans (kritische Bemerkungen zu einem Artikel von Dr. L. Sarup, der die Priorität des Ṛgveda gegenüber der Induskultur behauptet). — 331—9 Rajendra Chandra Hazra, The Vāyu Purāṇa. — 340—4 Dines Chandra Sircar, Dates of some Kākatīya Records (berichtigt die Datierung von Urkunden, die im Jahre 1935 in Telugu Publikationen veröffentlicht worden sind). 345—52 Har Dutt Sharma, Nirṇayakaustubha or Laghunirṇayakaustubha of Viśveśvarabhaṭṭa. — 353—65 P. Nagaraja Rao, The Problems of "Definition" and "Perception" in Śri Madhva's Epistemology. — 366—79 Harit Krishna Deb, The Kauṭilīya Arthaśāstra on Forms of Government. — 380—7 K. A. Nilakanta Sastri, The Beginnings of Intercourse between India and China (hält frühe, vorchristliche Beziehungen zwischen Indien und China zu Lande und zur See für wahrscheinlich). — 388—91 A. N. Upadhye, Jambudvīpa-prājñaptisaṃgraha of Padmanandi (Bemerkungen über ein Papier-Manuskript der kosmographischen Jambuddīvapaṇṇatti, das der Ailaka Pannālala Digambara Jaina Pāṭhaśālā, Sholapur, gehört). — 392—7 Vidhushekhara Bhattacharya, Gauḍapāda (über die Worte *naitad buddhena bhāṣitam* in der vorletzten *kārikā* im 4. Abschnitt von Gauḍapādas Āgamaśāstra [Gauḍapādīyakārikāḥ]). — 398—400 Marcelle Lalou, A Tun-huang Prelude to the Karaṇḍavyūha (über ein tibetisches Manuskript der Pelliot-Sammlung, das inhaltlich eine Art Vorläufer des K. darstellt). — 401—8 S. Srikantha Sastri, Advaitācāryas of the 12th and 13th Centuries. — 409—24 Nalinaksha Dutt, Gilgit Ms. of the Vinaya Piṭaka (veröffentlicht weitere Blätter desselben Vinayamanuskripts aus Gilgit, von dem Lévi 1932 im Journal Asiatique durch Vermittlung von Sir Aurel Stein Proben geben konnte).

3 [Winternitz Memorial Volume, pt. II] 425—31 Hirananda Sastri, A pre Mughal Citrapaṭa from Gujarat (jainistische Malerei auf Stoff im Stile der bekannten Miniaturen; datiert saṃvat 1571). — 432—9 A. M. Ghatage, The Title Daśavaikālika Sūtra. — 440—51 V. R. Ramachandra Dikshitar, Origin and Early History of Caityas (auf rein literarischer Grundlage). — 452—8 P. K. Gode, Identification of the Siddharāja-Saras. — 459—85 B. M. Barua, Hāthigumphā Inscription of Khāravela (Revised Edition) (mit 8 Tafeln; Text und Übersetzung. "The nett results of this revised reading and interpretation of the Hāthigumphā inscription are substantially the same as those obtained before.") — 486—502 Elmer H. Cutts, Chinese-Indian Contacts [prior to the latter half of the first century]. — 503—10 K. Rama Pisharoti, Glimpses into the Ancient History of Cochin. — 511—31 W. Geiger, Army and War in Mediæval Ceylon. — 532—5 D. C. Ganguly, The Early Home of the Imperial Guptas (soll nicht in Magadha, sondern in Murshidabad, Bengalen, zu suchen sein). — 536—44 Kalikinkar Datta, The Dutch in Bengal after Bedara [Dependence of the Dutch on the English]. — 545—52 C. S. Srinivasachari, Nawab Muhammad Ali and the Siege of Arcot (1751). — 553—61 M. R. Majmudar, Gujarātī or the Western School of Mediæval Indian Sculpture (5 Taf.). — 562—3 Pramode Lal Paul, Kulatattvārṇava — a spurious work? — 564—9 Amaranath Ray, The Māṇḍūkya Upaniṣad and the Kārikās of Gauḍapāda (vgl. S. 392—7). — 570—81 H. C. Ray, Sūrjanacarita of Candraśekhara (a mahākāvya of the sixteenth century) (eine historische Dichtung; über Inhalt und Autor). — 582—606 K. Chattopadhyaya, The Date of the Kaumudīmahotsava (gegen Jayaswals Schlüsse in "Historical Data in the Drama Kaumudīmahotsava BBOR I, Vol. XII, über die frühe Geschichte der Guptas. Die Zeit der Abfassung des Dramas bleibt unsicher, es kann aber nicht vor Śaṅkara geschrieben worden sein). — 607—12 G. Coedès, The Causeway of Giants at Ankor Thom. — 613—32 Sant Lal Katare, Struggle for Supremacy in the Deccan (Kämpfe der Cāḷukyas, Hoysaḷas, Yādavas u. a.). — 633—59 O. Stein, Contributions to the Bhāsa Question.

4 661—79 N. K. Dutt, Widow in Ancient India. — 680—91 Jagadish Narayan Sarkar, Saltpetre Industry of India (in the 17th Century). — 692—704 B. N. Krishnamurti Śarma, Post-Vyāsarāya Commentators (über 5 weitere Kommentatoren des 16.—17. Jahrh. und ihre Werke, vgl. XIII, 654—67). — 705—36 Sri Ram Sharma, Assessment and Collection of the Land Revenue under Akbar. — 737 Dinesh

Chandra Bhattacharyya, The Bhulua Chiefs and their Literary Works (beherrschten den Distrikt Noakhali in Bengalen, 16.—18. Jahrh.). — 747—56 Jitendra Nath Banerjea, Identification of some Ancient Indian Place-Names. — 757—78 S. H. Askari, Raja Ramnarain (Fortsetzung zu S. 74—95). — 779—86 A. P. Karmarkar, Boundaries of Ancient Mahārāṣṭra and Karṇāṭaka. — 787—98 V. Raghavan, The History of Bhāvika in Sanskrit Poetics (die Definitionen von bh. bei den verschiedenen Poetikern). — 799—812 Nalinaksha Dutt, Doctrines of the Sarvāstivāda School of Buddhism (Fortsetzung von S. 114—20). — 813—46 Miscellany: 813—16 D. C. Ganguly, A. Forgotten Moslem Invasion. — 817—21 Mohammad Yasin, Jahangir and Nurjahan (die Mär, der Kaiser habe N. vor ihrer ersten Heirat geliebt und ihren Gatten daher ermorden lassen, ist historisch unbegründet). — 822—30 Jatindra Bimal Chaudhuri, The Position of Mother in Vedic Ritual. — 831—5 Ders., The Significance of the Vedic Rite Puṃsavana. — 836—40 U. N. Goshal, Three Ancient Indian Official Titles Explained (*khandapāla, khola, mahākaṭuka*; finden sich in Landschenkungsurkunden der Pāla Könige). — 841—3 Bisweswar Chakravarti, King Harṣadeva of the Nepal Inscription. — 844—5 Sarit Sekhar Majumdar, Historical facts from three unnoticed verses of Pṛthvīrājavijaya. — 846 S. Hanumantha Rao, Hayagrīva. — 847—65 Reviews: *Lakshmana Shastri Joshi (ed.), Dharma-Kośa Vol. I, pt. 1 (S. K. De). — *Luigia Nitti-Dolci, Les Grammairiens Prakrits. — *Dies., Le Prākṛtānuśāsana de Puruṣottama (Manomohan Gosh). — *W. W. Tarn, The Greeks in Bactria and India (U. N. Ghoshal). — 866—94 Select Contents of Oriental Journals. — 895—906 Bibliographical Notes.

15 1939:

1 1—2 Rama Shankar Tripathi, Religious Toleration under the Imperial Guptas. — 13—37 S. H. Askari, Raja Ramnarain (Fortsetzung zu XIV, 757—78). — 38—46 Dines Chandra Sircar, Inscriptional Evidences Relating to the Development of Classical Sanskrit. — 47—54 A. Halim, Malik-Sulṭān Shāh Lōdī. — 55—64 Narendra Krishna Sinha, Hyder 'Alī's Relations with the British Government (1769—75). — 65—74 Surendra Kishore Chakrabortty, Foreign Denominations of Ancient Indian Coins. — 75—89 Kalipada Mitra, Crime and Punishment in Jaina Literature. — 90—100 Nalinaksha Dutt, Doctrines of the Sammitīya School of Buddhism. — 101—21 Jatindra Bimal Chaudhuri. The Initiation of Women (auch Mädchen können Upanayana erfahren, die heilige Schnur tragen und Mantras rezitieren). — 122—46 Miscellany: 122—4 D. C. Ganguly, Political Condition of Bengal during Hiuen Tsang's Visit. — 125—8 A. B. M. Habibullah, A Persian Translation of Vidyāsundara. — 129—30 H. V. Trivedi, A Note on the Khaṭvāṅga. — 131—6 Chintaharan Chakravarti, A Tantric Family of the Deccan settled at Benares. — 137—43 Krishnapada Goswami, Non-Aryan Elements in the Place-names of Bengal. — 143—6 Vasudeva S. Agrawala, 'Vachasi' in Rock Edict VI of Aśoka. — 147—66 Reviews: *S. K. De, The Kṛṣṇakarṇāmṛtam by Līlāśuka Vilvamaṅgala (Amar Nath Ray). — *A. Mahdi Husain (ed.), Futūhus-Salāṭin, or the Shāhnāma of Medieval India (A. B. M. Habibullah). — *S. R. Dalgado, Portuguese Vocables in Asiatic Languages, translated from the original Portuguese by Anthony Havier Soares (Manomohan Ghosh). — *Manindra Mohan Basu (ed.), Dīna-Caṇḍīdāser Padāvalī, vols. I and II (Manomohan Ghosh). — *Bimala Churn Law, Rājagṛha in Ancient Literature (A. Berriedale Keith). — *P. C. Lahiri, Concepts of Rīti and Guṇa in Sanskrit Poetics. (Chintaharan Chakravarti). — 167—74 Select Contents of Oriental Journals. — Supplement: Luciano Petech, A Study on the Chronicles of Ladakh. 39—78 (Fortsetzung). E. W.

Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft 77 1939:

1—46 K. Bittel und R. Naumann, Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in Boğazköy 1938 (Die Grabung in der hethitischen Wohnstadt gibt ein Bild der Besiedlung vom 20.—13. Jahrh. v. Chr.; neben den Grundrissen von Privathäusern sind als wesentlich zu nennen aus der älteren Schicht einige kappadokische Tontafeln, ein Bleiidol und eine Gußform mit der Darstellung einer Jagdgöttin. Besonders zahlreich und gut erhalten zumeist ist die keramische Ausbeute. Die Arbeiten am Heiligtum von Yazılıkaya ergeben, daß vor der Felskammer Terrassen und Tempelbauten liegen; die mehrfachen Umbauten sind alle in das neuhethitische Reich zu datieren. — 49 Abbildungen.) H. Otten.

Revue Hittite et Asianique 4 7e Année 1936—37:

25 1—41 J. Deny, Index toponymique turc pour l'archéologie hittite (suite, lettres B, C, Ç). — 42—8 J. Przyluski, Les suffixes *n* et *m* et la flexion nominale en hittite et en indoeuropéen.

26 49—57 L. Delaporte, Le relief rupestre d'Ivriz (à suivre). — 58—68 L. Oppenheim, Was bedeutet *ari* in den ḫurritischen Personennamen?

27 69—114 P. Meriggi, Listes des hiéroglyphes hittites (à suivre).

28 115—20 E. Cavaignac, KUB XXIII 103. — 121—4 A. Cuny, La désinence *-t* de *yaḫat, yaḫaḫat* 1e p. singulier prétérit médio-passif. — 125—30 J. Przyluski, Etat absolu et thèmes nus en indoeuropéen. — 131—47 L. Delaporte, Le relief rupestre d'Ivriz (suite). — 148—50 Chronique. — 151—6 Bibliographie.

4 8e Année 1937—38:

29 157—200 P. Meriggi, Listes des hiéroglyphes hittites (fin). — 201—2 L. Delaporte, Le relief rupestre d'Ivriz (fin).

30 205—7 Kemaleddin Karamete, Idoles récemment découvertes au Kültepe. — 208—14 Halet Çambel, Les deux premières campagnes des fouilles entreprises à Alacahöyük par la Société d'Histoire Turque 1935—36. — 215—22 J. Przyluski, Le problème de *ḫ* hittite et le vocalisme de l'indoeuropéen. — 223—47 J. Deny, Index toponymique turc pour l'archéologie hittite (suite, D, E, F).

31—2 257—87 K. Bergsland, Sur les hypothèses les plus importantes relatives au phonème hittite ḫ. — 289—96 L. Delaporte, Les Hittites sont-ils nommés dans la Bible? R. H.

Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde. N. F. 34 1940:

42—64 A. Cartellieri, Landgraf Ludwig III. von Thüringen und der dritte Kreuzzug (schildert auf dem Hintergrund der politischen und militärischen Gesamtlage die Wirksamkeit Ludwigs III. besonders bei der Belagerung von 'Akkā). R H.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries, GmbH. in Leipzig. — Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.